Yo 267

Lebensbilder

aus

Süd und Nord, aus alt und neuer Zeit.

Herausgegeben

von

F. Röse.

Erstes Bändchen.

Lübeckische Sagen und Geschichten, vom Herausgeber.

Die Wilddiebe. Ein Bild aus dem Volksleben des württembergischen Hochschwarzwalds, von Dr. A. Widmann.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

1844.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

A. Lübeckiſche Sagen und Geſchichten, vom Herausgeber.

Einleitung 1

1) Die Geſchichte vom Herrn Dankwarth und ſeinem Ringe 10

2) Bertram Merneweg 22

3) Ein nordiſcher Brutus 52

4) Ein Beburtfeſt und deſſen Folgen 56

5) Der ſeltſam entdeckte Mord 62

6) Meiſter Stephan und der Teufel 66

7) Die Knochenhauer Verſchwörung 81

8) Eine feine Hiſtoria von den Mönchen zu St. Johannes und den Schifferweibern 88

Anhang.

Geſchlechterſagen 94

9) Herr Alexander von Seltwedel 98

10) Herr Antonius Verrade 110
11) Herr Hans Helm 127
12) Junker Wiebold von Sverin 140
B. **Die Wilddiebe**, ein Bild aus dem Volksleben des württembergischen Schwarzwaldes von Dr. A. Widmann 157

Lübeckiſche

Sagen und Geſchichten.

Dem Großvater nacherzählt

von

Ferdinand Röſe.

Einleitung.

So viel man ſich auch in unſerm jugendſehnſüchtigen Jahrhundert mit dem Mittelalter beſchäftigt hat, ſo iſt doch, ſo viel ich weiß, nirgends mit rechtem Erfolge verſucht, den Norden und Süden Deutſchlands in ihrer Individualität gegenüber zu ſtellen. Und doch haben Leben und Kunſt des Südens durch den milderen Himmel, durch die mannigfaltigeren, kühner geſchwungenen Linien der Landſchaften in Berg und Thal, und beſonders durch den ſchon frühen Verkehr mit dem Lande Italia eine warme, heitere Färbung; während die Bewohner der nordiſchen Ebene im mannigfachen Kampf mit der ſtiefmütterlichen Natur, gerade durch dieſen Kampf, durch die Nähe des gewaltigen Meeres, durch den Verkehr mit den ſtarken, ſchweigſamen Söhnen der Nordländer eine nicht minder beſtimmte Nüancirung des deutſchen

Grundcharakters erhalten haben. Die Unmittelbarkeit des Sinnes, wie sie allen Zeiten eigen ist, welche sich nur durch die Energie des Geistes selbst entwickeln, gestaltete im Mittelalter alles deutsche Thun und Leben in einer Schönheit, welche fast nicht geringere, innere Wahrheit hatte, als einst die griechische. Aber wenn im Süden dieses Maaß nur den Uebermuth beim leichten Siege über die Natur zu zähmen hatte, so bewahrte es im Norden, wenn durch unsägliche Mühe, den starken Elementen gegenüber, sich gleich Starkes gebildet hatte, vor Ringen nach dem nur quantitativ Großen, ließ den Sinn in jenen einfachen Massen dennoch die eigenthümliche, innere Beruhigung finden.

Ich mache zum Belege nur auf die Backsteinbauten, die Kirchen und Rathhäuser, Brücken und Privatwohnungen aufmerksam, welche sich in ihrer völligen Reinheit, und selbst an Massenhaftigkeit den Sandsteinbauten nicht nachstehend, ursprünglich nur an der Meeresküste finden. Möchte sich der Reisende nicht abschrecken lassen, wenn ihm die see- und waldreichen Gegenden höchstens lieblich, die Menschen in ihrer verschlossenen Weise Anfangs nicht so gemüthvoll erscheinen, als sie der Einheimische geschildert. Auch daß die Reformation vornehmlich hier tiefe Wurzeln faßte,

hat die farbigen Fenſter, die Moſaiken von bunten, glaſirten Steinen innen und außen an den Gebäuden faſt ganz verdrängt und ſo beinahe alles auf den erſten Blick Reizende zerſtört. Wer aber ein klares Auge für Formenſchönheit beſitzt, der wird ſie, um nur eines zu nennen, in hoher Vollendung an der jetzt faſt ganz ſchmuckloſen Marienkirche zu Lübeck finden.

Man verzeihe, wenn ich bei meinen Lieblingsbildern etwas zu lange für meinen Zweck verweilt bin. Wir dürfen uns nicht von den franzöſirenden Leuten einbilden laſſen, unſere Liebe zur deutſchen Jugendzeit ſei eine Verſtandstheorie, gleich den ihrigen, und zwar ſie im Vorzug, weil ſie die Gegenwart böten. Die wahre Gegenwart iſt das unmittelbare Reſultat der Vergangenheit. Nur der iſt ein rechter Mann, deſſen Mannesalter die natürliche Frucht ſeiner Blüthenjahre iſt.

Meine Jugenderinnerung verwebt ſich unmittelbar mit den Jugendbildern meines Volks; daher meine ich etwas zu jenem ſchönen Werke beitragen zu können, wenn ich Alle aus den alten Städten Frankens und Schwabens einlade, mit mir eine Wanderung zu machen nach dem „alten, heiligen“ Lübeck, wie es einſt Max von Schenkendorf nannte. Es iſt der beſte Dank, den ich

zu bieten weiß für die freundliche Aufnahme, welche mir überall in jenen Landen zu Theil wurde, und solchen gutgemeinten Gegendienst darf man nicht ausschlagen. — Doch ehe ich des alten Lübecks glorreiche Macht und vielberufene Treue kann neu erstehen lassen, müßt ihr euch mit mir einwohnen im jetzigen Lübeck. Euch wird's schon anheimeln, denn im Grunde ist doch Vieles, wie bei euch zu Hause.

Wir gehen zuerst an die Ostsee. Der Anblick des ewig lebendigen Meeres, daran sich noch kein Mensch satt gesehen hat, muß euch eure Berge vergessen machen. Es strebt nicht, wie die Flüsse, rastlos an euch vorbei in die Ferne und immer wieder in die Ferne. Von Ländern, wo es so ganz anders ist, als hier, kommen die aufrechten Wogen mit gewaltigem Dröhnen herangezogen und schmiegen sich in leisem, menschlichen Flüstern liebkosend um eure Füße; sie legen die blendenden Schaumkronen nieder, und bringen wunderliche Thiere und bunte Steine aus der Ferne zum Geschenk. Ihr fühlt euch so stark und wohl in dem frischen, duftigen Hauche; und ihr habt nicht den Schwindel der Bergeshöhe, nicht todtes Gestein

und schwarze Tannen um euch her, sondern, wie zum Trost, sind hinter euch die grünen Bäume und Menschenwohnungen. Mit der erquickenden Ermattung eines schön verlebten Tages fahren wir endlich nach Hause, und ihr seht euch noch oft um nach den Wellen, welche jetzt im Mondlicht phantastisch funkeln.

Zwischen fruchtbaren Kornfeldern und weiten, dichten Laubwaldungen liegt die Stadt. Der Hügel, auf welchem sie sich befindet, ist durch zwei Flüsse und die breiten Stadtgräben fast eine Insel; auf seiner Höhe stehen die vier Kirchen mit sieben Thürmen, seinen Fuß umgeben hohe, beraste Wälle mit alten Linden und Ulmen, oft vier Reihen hinter einander. Die geben der Stadt ein eben so stattliches als freundliches Ansehen, wenn sie sich, überragt von den schlanken Thürmen, dem Ankömmling schon in bedeutender Entfernung zeigen. Der Wagen rollt durch das schöne Holsteinthor; mit den Thürmen, welche es flankiren, das kolossalste Deutschlands. Alles ist so mächtig aufstrebsam und doch recht lustig anzuschauen, besonders wenn die Seeschiffe ihre Masten voll Flaggen und Wimpeln gesteckt haben, wie's zu geschehen pflegt an hohen Festtagen und bei reicher Leute und Schiffspatrone Hochzeiten.

Aber es kann dort auch recht schaurig sein. In den sieben- bis achtstöckigen Häusern, zuweilen von roth-, blau-, grünglasirten Ziegelsteinen, jedes mit einem spitzen Treppengiebel nach der Straße und vielen Fenstern, waren ehemals die obern fünf Hausböden zur Lagerung leichterer Waaren bestimmt, durch die unteren beiden erstreckt sich die Diele (Hausflur) für schwerere. Rechts oder auch links von der hohen, den ganzen Tag offenen Hausthüre lag die Wohnstube, anderthalb Stockwerke hoch, dahinter der Alkoven, das Schlafgemach des Hausherrn und seiner Ehefrau, über der Wohnstube die Schreibstube, einen halben Stock hoch, zu welcher eine schmale Wendeltreppe führte. Kam ein Schwiegersohn in Haus und Handlung, so wurde an der andern Seite der Hausthüre auch noch eine Stube zu anderthalb und eine darüber zu einem halben Stock gebaut, wo dann in der obern Stube die Fenster unter den Fußboden in's Unterzimmer hinabreichen. Im Seitenflügel des Hauses lag zur ebenen Erde der Prunksaal für die Schmausereien, darüber Schlafzimmer für fremden Besuch und die Handlungsgesellen.

Jetzt sieht's noch fast eben so aus. Nun stelle dir vor, lieber Leser, wir Beide wären noch

Buben und hätten Schlittschuh gelaufen, bis uns die Nacht und ein starker, eisiger Wind nach Hause treibt. Die Wetterfahnen knarren und pfeifen, ja selbst die hohen Spitzen der Kirchthürme schüttelt der Sturm, daß die mächtigen Glocken von selbst zu summen anfangen in zitternden, ungewissen Tönen: seltsame Stimmen der Nacht, als träumten sie weissagend vom Morgen. Werden sie eine fröhliche Hochzeit einläuten, oder einen stillen Mann zur letzten Ruhestätte begleiten? — Daran denken wir Buben nun zwar nicht, aber es wird uns doch ganz schauerlich in den engen, hallenden Gassen. Wir laufen nach Hause; auf der mit Steinplatten gepflasterten, kirchhohen Diele brennt nur eine schwache Lampe und läßt die aufgethürmten Waarenballen lange, schwarze Schatten werfen. Es geht in Sprüngen zwei Treppen hinan zum heimlichen Oberstübchen, wo der Großvater gepflegt und gewartet wird in seinen alten Tagen. Er schüttelt den weißen Kopf, daß wir Buben so naß sind von Reif und Schnee und erhitzt vom Laufen, und heißt uns im Sorgenstuhl beim Ofen zusammenkauern. Er sieht doch so freundlich drein, wenn er auch schilt, und steht gern von seinem bequemen Sitze auf, der alte sorgen- und arbeitsmüde Mann. Jetzt kündet

die große Dielenuhr mit acht schallenden Schlägen die Zeit zum Abendessen; wir wären gern gleich hinunter gelaufen, aber der Wind heult durch die jetzt leeren fünf Böden, und die morschen Balken stöhnen und knarren. Dicht daneben, auf dem dunkeln Vorplatze, ist die Bodenthür, wo wir oft im Traum die Gestalten haben hervortreten sehen, welche droben lärmen und seufzen: den Geizhals, von dem die Kindsmagd erzählt, der einst hier gewohnt, der keine Ruhe im Grabe findet und Nachts Geldsäcke winden muß. Dort an der Treppe ist auch der eiserne Haken, an welchem er sich erhängt und wo um Mitternacht das blaue Flämmchen tanzt.

Wir warten, bis der Großvater bedächtig seine Pfeife weggesetzt und den neuen Schlafrock angezogen hat. Nun geht's geschwind vor ihm voraus die Treppe hinab mit Lachen und Toben bis in's Wohnzimmer, wo die dampfenden Schüsseln stehen. — Es ist abgegessen. Die Mutter nimmt das Nähzeug, der Vater sein Buch, aber der Großvater, dessen staargeblendete Augen nicht mehr lesen können, setzt sich in den Sorgenstuhl mit den weichgepolsterten Ohrenklappen, und zündet sich die Pfeife an. Wir sitzen auf einem Schemel zwischen seinen Füßen und schauen bald in die

Kohlenglut des offenen Ofens, bald in sein freundliches, ernstes Gesicht, und er beginnt zu erzählen. — Es ist zwar jetzt nicht mehr so düster im Gemache, wie vor Zeiten; die geschnitzte Holztäfelung der Wände hat meistens einer heitern Tapete weichen müssen, und die argand'sche Lampe verbreitet überall Tageshelle, nur nicht im Winkel am riesigen Kachelofen, wie er sich ziemt für ein so weites Zimmer in so nordischer Gegend, und auch der Alkoven liegt im tiefen Dunkel. Darum sehen wir auch oft, ohne es zu wollen, in die Finsterniß dorthin, als müßte jetzt aus den weißen Gardinen des Ehebettes die arme, bleiche Elsbeth hervortreten, oder der König Midas, welcher auf dem Kachelofen in Blau abgemalt ist, des bösen Pippe Döhnlen Gestalt annehmen. Drüben auf dem Walle knarren die alten Bäume, wie sie der Sturm beugt, und die Eule schreit sechsmal — wenn sie sieben Mal schreit, muß Einer sterben. — Und wenn sie sieben Mal schreit und der Großvater plötzlich still schweigt, da weißt du, daß er betet; du betest ganz leise mit — nicht für dich, denn daß du sterben könntest, fällt dir noch gar nicht ein. — Doch was erzählt der Großvater? —

I.

Die Geſchichte vom Herrn Dankwarth und ſeinem Ringe.

Es war einmal ein Rathsherr zu Lübeck, der hieß Herr Heinrich Dankwarth, ein frommer, gottesfürchtiger Mann und Beſchützer der Wittwen und Waiſen und Wohlthäter der Armen; aber er war auch ein ſchlimmer Feind der Uebelthäter und Lotterbuben und falſchen Bankerottirer. Der hatte einen einzigen Sohn mit Namen Friederich, ein Jüngling von feiner, ehrbarer Zucht und Weſen, treu wie Gold und eifrig im Dienſte ſeines Herrn und Vaters, den er recht von Herzen liebte und ehrte, aber auch nicht minder ſcheute ob ſeiner großen Strenge. Der Vater aber hatte ſeine wahre Freude an ihm und hielt ihn höher, als all ſein Geld und Gut, Anſehen und Ehr, und gedachte ihn mit einer reichen Erbin zu verheirathen. Hatte auch ſchon oft geſagt, er würde bald Maurer und Zimmerleute, Schreiner und Töpfer kommen laſſen, daß ſie ihm ein paar neue Zimmer bauten für ſeine Schwiegertochter. Seit ſeiner Frauen Tod ſei's gar zu öde im großen, weiten Haus, er müſſe bald Enkel um ſich ſchreien

hören. Aber der Sohn machte dann ein gar trauriges Gesicht, nicht als ob von Köst *) und Kindtauf, sondern von einem Leichenschmaus die Rede wäre, und zwingen wollte ihn der Vater doch nicht, die oder jene zu nehmen, weil er ihn so lieb hatte.

Das kam aber, weil's dem Friedrich seiner Mutter Folgemaid **) angethan hatte, die Elsbeth, ein Mädel wie Milch und Blut, auf welche die Selige große Stücke gehalten, so daß das übrige Gesind ein Auge auf sie hatte und sagte: sie würde einmal noch den Eckstein mitkriegen. Die Elsbeth war im Haus geblieben, als die Frau vor'm Jahre gestorben, wie man zu thun pflegt mit treuen Dienstboten, und ging schlicht und recht ihren Weg, und Keiner konnte ihr einen Stein in den Weg legen; aber den Friedrich hatte sie auch von Herzen lieb, wenn's gleich keines dem andern gesagt, wie's ja auch nicht anging, daß sie sich heuren konnten in Zucht und Ehren.

Da begab sich's nun einmal, daß Herr Dank-

---

*) Köst, Hochzeit.

**) Folgemaid (plattdeutsch Tullmäten), eine Magd, die der Frau Gesangbuch und Feuerkieke in die Kirche nachträgt und der Kinder wartet.

warth einen köſtlichen Demantring, ſo ihm der König von Schweden geſchenkt hatte auf einer Geſandtſchaft ob großer Dienſte, in der Früh liegen ließ auf ſeinem Schlafkämmerlein. Als er nun wieder hinaufſtieg, ihn nachzuholen, und mochte wohl etwas haſtig, die Thür aufgeriſſen haben, weil er das Kleinod hoch in Ehren hielt und nicht gern mißte, da fand er die Elsbeth vor dem Tiſch ſtehen, auf welchem der Ring gelegen, und als ſie ſeiner anſichtig wurde, erſchrack ſie ſichtbarlich und lief weinend bei ihm vorbei die Stiege hinunter. Als Herr Dankwarth aber an den Tiſch trat, war der Ring nicht mehr da, und er wollte ſeinen Augen nicht trauen und ſchaute dahinter und daneben, um und um, und auf die Letzt in alle Winkel und Ecken, aber der Ring war nirgends. Da dachte Herr Dankwarth in großem Zorn: wie mag doch ſo junges Blut ſich ſolcher Miſſethat ſchuldig machen! denn er zweifelte nicht, daß ſie den Ring geſtohlen, weil Niemand anders droben geweſen. Es führte nur eine Stiege hinauf, und ſie war ihm vorhin begegnet, als er hinabſtieg, und er war umgekehrt, eh' ihm die Stiege aus den Augen gekommen. Da ging er hinab zu ihr und ſagte; ſie ſolle ſich nicht vom Mammon und böſen Feind verlocken laſſen; unrecht Gut gedeihe

nicht. Wofern ſie ihm ohne Säumen wieder gebe, ſo ihr nicht gebühre, wolle er ihrer Jugend und treuen Dienſte gedenken und ihren Ruf und guten Namen nicht zu Schanden machen. Aber ſie ſagte: ſie wiſſe nicht, wovon er rede, und ſah ihn dabei ſo feſt an mit ihren frommen, hellen Augen, daß er ſich entſetzte ob ſolcher Verſtellung und Macht des Böſen, und ausrief, warum ſie denn alſo erſchrocken ſei, als er eingetreten? Da ſagte ſie, das könne ſie ihm nicht ſagen, und thäte es nun und nimmermehr.

Da wurde Herr Dankwarth roth vor Zorn bis hinauf an ſein ſchneeweißes Haar, und ließ die Rathsknechte kommen und ſie abführen in den Thurm, und alle Leute ſtanden ſtill auf der Straße, wie ſie vorbeikam und ſteckten die Köpfe zuſammen und wunderten ſich, weil ſie ſo ſittig und ehrbar einherging zwiſchen den Schergen und ſo jung war und lieblich anzuſchauen. Und alle Gevatter und Freundſchaft kamen zum Herrn Dankwarth und fragten, wie das geſchehen, und mochten's nicht glauben, und konnten doch nicht unrecht finden, daß er alſo gethan habe.

Und die Gerechtigkeit ging ihren Gang und ſie haben ſie hinaufgeführt auf den alten Hanſaſaal auf dem Rathhauſe, wo die Herren ſitzen

über Leben und Tod, zwei blanke Swerter über ihnen und ein Todtenkopf. Aber die Elsbeth ist nicht erschrocken vor weltlicher Macht, und hat gesagt: nein, sie hätt's nicht gethan, und warum sie erschrocken sei, als Herr Dankwarth eingetreten, das könne sie auch nicht sagen, jetzt und in alle Ewigkeit. Da haben sie sie „peinlich gefragt," und weil sie so groß Weh und Pein nicht ausstehen können, als ein schwaches Weib, hat' sie endlich eingestanden, sie hätt's gestohlen; wo sie aber den Ring hingethan, das konnte sie nicht sagen, weil sie's selbst nicht wußte. Da haben die Herren das Urtheil über sie gesprochen und Herr Dankwarth hat's ihr selbst vorgelesen, daß sie sitzen solle Jahr und Tag und dann gerichtet werden mit dem Schwert. Darnach ist er heimgegangen und hat sich eingeschlossen in sein Kämmerlein und hat geweint, wie ein Kind, und gesagt: heut wär er lieber gestorben, als daß er seines Amtes gewaltet hätte.

Also ist die Zeit umgegangen und nichts an den Tag gekommen, und Herrn Dankwarths Haus ist aus einem Hause der Freude ein Haus der Trauer geworden, denn der junge Herr Friedrich ist abgezehrt von Tag zu Tag, als ob er die schwindende Sucht oder sonst eine böse Krankheit

hätte, und er hat immer zu Elsbeth in den Kerker gewollt, aber der Vater hat's ihm verboten, weil er so gar schwach und hinfällig war.

Als nun das Jahr verflossen, ward sie nach Markramsaal gebracht, daß sie des andern Tages gerichtet würde; da hat Jedermann zu ihr gekonnt und sie sprechen und sehen. Und selbst die ärgsten Bösewichter, so sich sonst eine Lust daraus machen, die armen Gefangenen in ihrem letzten Stündlein zu verspotten und zu verhöhnen, sind vor ihr gestanden wie demüthige Sünder und haben kein Wort sagen können, wenn sie sie angeschaut, und Alt und Jung, Mann und Weib haben geweint, und 's ist keiner gewesen, der nicht gesagt hätte, sie wäre unschuldig. — Auf die Nacht ist aber Herr Friedrich zu ihr gekommen und hat gesagt: er hätte sie lieb gehabt, noch mehr als seinen Vater und seine Mutter; sie solle es ihm sagen, um seiner großen Liebe willen, ob sie schuldig wäre oder nicht. Da hat sie gesagt: „Nein, so wahr mir Gott helfe in meiner letzten Stunde!" und er hat sie weiter gefragt: warum sie erschrocken sei, als der Vater eingetreten. Da hat sie geantwortet, ihm wolle sie's sagen, wofern er ihr schwöre, kein Wort davon Jemanden zu verrathen. Und als er's beschworen mit seinem

heiligſten Eide, hat ſie geſagt: ſie habe vor ſeinem Conterfei geſtanden, ſo über ſeines Vaters Tiſch hänge in der Schlafkammer, und's immerfort angeſchaut, weil ſie ihn auch lieb gehabt hätte, wie Niemand ſonſt; darum habe ſie's nicht gehört, als der Vater eingetreten und ſie beim Arme gefaßt, und ſei ſo ſehr erſchrocken. — Als er das gehört, hat Herr Friedrich kein Wort mehr ſagen können und hat ſie auf die Stirne geküßt und iſt davon gerannt. Aber der Frohn, welcher vor der Thür ſtand, entſetzte ſich vor Herrn Friedrich, weil er ſo bleich ausgeſehen.

Da iſt Herr Friedrich ſeinem Vater zu Füßen gefallen und hat gefleht, er ſolle das Mädchen erretten, er wiſſe jetzt gewiß, daß ſie unſchuldig ſei; er wolle ſich mit ſeiner Seele Seligkeit dafür verbürgen. Er wolle für ſie ſterben, wenn's die Gerechtigkeit verlange, daß Einer ſterbe. Aber der Vater hat geſagt, wofern er nicht Beweiſe hätte für die Wahrheit, hülfe es ihm zu nichts. Gerechtigkeit müſſe ſein im Lande, ohne Anſehen der Perſon, und ob die Welt darum zu Grunde ginge. — Darauf iſt der Alte hinaufgegangen in ſeine Schreibſtube und hat ſich eingeſchloſſen und das Geſinde hat durch das kleine Guckfenſter nach der Diele geſehen, wie er die ganze Nacht in

seinem Sorgenstuhl gesessen ist, das Haupt auf die Hand gestützt. Herr Friedrich ist aber hinaufgegangen mit der Holzart nach des Alten Schlafgemach und hat alles Geräth zerschlagen und durchsucht und das Täfelwerk von den Wänden gerissen, daß er den Ring fände.

In der Nacht kam aber der Meister Scharfrichter zur Elsbeth, weil's ihn dauerte, daß das junge Blut so viel weine, und hat ihr zugeredt nach seiner Weise und besten Meinung: Es solle gar nicht weh thun, sie müsse nur nicht so viel daran denken. Der Hipokras sei ein stark Getränke und schläfere sanft ein, daß man Alles vergesse. Wenn sie wirklich unschuldig wäre, da käme sie dann auf einmal aus dieser argen Welt zum lieben Herrgott, ohne viel Qual, wie doch die meisten leiden müßten auf ihrem Sterbebette. Er sei geschickt in seiner Kunst. Als er sich gemeldet, seien noch zwei Andere mit ihm auf der Wahl gewesen, und alle hätten gleich gute Zeugnisse von ihren Meistern gehabt. Da habe der hohe Rath beschlossen, sie sollten ein Meisterstück machen, damit sich ihre Geschicklichkeit bewähre. Nun hätten sie das Loos geworfen und er sei der Letzte geworden.

Der Scharfrichter redete weiter: Da habe der erste Geselle den Deliquenten im Stehen geköpft, und zwar so geschickt und geschwind, daß der Kopf nicht herunter gefallen, sondern als das Schwert durchgefahren, wieder auf dem Rumpf gestanden sei. Der zweite habe gewartet, bis zwei Uebelthäter gerichtet werden sollten, und er habe jedem zwei eiserne Ringe um den Hals gethan und Erbsen dazwischen gelegt und habe sie Beide auf Einen Schlag geköpft zwischen den Ringen durch. Aber die Köpfe wären auf die Erde gefallen, wie's auch sonst zu geschehen pflege. — Da seien die beiden Mordbrenner gekommen, welche Schönböken in Asche gelegt, und er habe sie durch die Ringe geköpft, Beide auf Einen Schlag, aber die Köpfe wären nicht auf die Erde gefallen, sondern stehen geblieben, wie beim Ersten. Darauf sei er Meister geworden. — Die Elsbeth weinte aber immer noch fort und hatte kein Wort von alle dem gehört. Darauf hat sie ein inbrünstiges Gebet zum Herrn gesprochen, und der Meister Scharfrichter betete mit. Der Herr hat sich aber ihrer erbarmt und ihr einen milden, ruhigen Schlaf gesendet, worauf der Meister Scharfrichter fortgeschlichen ist, und hat auch gut geschlafen, weil er sich freute seines guten Werks, daß er die

arme Dirne getröſtet. — Des andern Tages in der Früh wurde ſie hinausgeführt und gerichtet.

Die Herren waren aber auf dem Rathhauſe verſammelt, und wie der Meiſter Scharfrichter ſein Amt verrichtet hatte, ritt ein Reitendiener in Eile nach der Stadt, es den Herren anzuſagen. Da ſtunden ſie Alle auf, nahmen ihre Hüte ab und beteten zu Gott, daß er ſie bewahren möge vor ungerechtem Urthel, und daß nicht unſchuldig Blut gefloſſen ſei durch ihre Hand. Darnach gingen ſie heim ein Jeder zu ſeinem Weib und Kind. — Als aber Herr Dankwarth heim kam, fragte er gleich nach ſeinem Sohn, und Niemand hatte ihn geſehen; da ging er ihn ſuchen im ganzen Haus und fand ihn nicht. Auf die Letzte kam er an den Prunkſaal, wo's in guten Tagen oft luſtig hergegangen, in Jahr und Tag war aber Niemand drin geweſen. Und als er eintrat in den Saal, da hing ſein Sohn an der Wand und war todt.

Als nun aber einer der Diener auf einen Tiſch ſtieg, um den jungen Herrn abzuſchneiden und fein ſäuberlich herabzunehmen, da ſah er oben auf dem Geſims des Täfelwerks, womit die Wände des Gemachs geziert waren, allerlei Glänzendes liegen, und ein alter Rode,

ſo Herr Dankwarth ſchon von ſeinem Vater ererbt hatte, ſaß darneben und wollt's ihm wehren, daß er darnach griffe. Er nahm's dennoch herab. Da war's werthloſer Kram, und ganz zu unterſt lag Herrn Dankwarths Ring. Und als Herr Dankwarth das ſahe, da ging er fort und ſprach kein Wort, denn er iſt ſtumm geworden vor Schreck und alſo geblieben bis an ſeinen Tod. Und er iſt abgezehret, daß ihn in wenig Tagen ſeine beſten Freunde nicht mehr kannten. Am Tage ſaß er einſam in ſeinem Sorgenſtuhl und blickte vor ſich, als ob er nichts ſähe, wenn's aber Nacht wurde und Alles ſchlief, wandelte er umher, Trepp auf, Trepp ab, denn es ließ ihm keine Ruh auf ſeinem Lager. Als aber ein Jahr um war und der Tag kam, an welchem Elsbeth gerichtet, konnte Herr Dankwarth nicht aufſtehen von ſeinem Lager, und er gab's durch Zeichen, daß er einen Prieſter wolle und den Leib des Herrn.

Herr Dankwarth hatte aber in ſeinen Dienſten einen Schreiber aus Dänemark, der hieß Etlef Rundſon. Das war ein ruchloſer, böſer Menſch und hatte ſich bereichert von ſeines Herrn Geld und Gut, ſeit dieſer ſchwach war und hinfällig. Als er nun hörte, daß Herr Dankwarth ſterben

wolle, ging er hinauf, trat an sein Lager und sprach: „Er solle sich nicht grämen ob solcher geringen That. Wofern er ihm ein Scharlachkleid gebe und ein köstlich Gastmahl, wolle er die ganze Schuld schon auf sich nehmen vor dem Himmel.“ Da nickte Herr Danswarth mit dem Kopfe, nahm die letzte Oelung und verschied. — Der Etlef Rundson ging aber hinauf, wo seines Herrn Kleider hingen, und wählte sich ein schönes Scharlachkleid, mit Gold gestickt und verbrämt, ließ darauf ein Gastmahl anrichten, Spielleute kommen, lud seine Gesellen, und sie sangen und jubelten bis spät in die Nacht und führten gotteslästerliche Reden. Als aber die Mitternacht kam, trugen den betrunkenen Etlef seine Gesellen auf seine Schlafkammer und empfahlen ihn dem Teufel. Und der Teufel ließ nicht auf sich warten, und es ging ein Lärmen und Toben durch des Etlef Kämmerlein und sofort durch's ganze Haus, also daß man's drei Häuser weit hören konnte. Und wer es hörte, der zog sich's Bettlaken über den Kopf und betete ein still Gebet. — Als man aber andern Morgens in des Etlef Kämmerlein brach, da hatte ihm der Teufel den Hals umgedreht, daß das Gesicht zu hinterst stand; darnach war der-

ſelbe ausgefahren durch's Fenſter, daß die Scheiben brachen.

Und es hat Keiner wieder in dem Hauſe wohnen mögen bis auf dieſe Stund; denn wenn es Nacht wird, da tappt es leiſe Trepp auf, Trepp ab, und droben auf des Elſef Kämmerlein tobt es und lärmt, und ſo oft man verſucht hat, die Scheiben wieder einzuſetzen, hat ſie ſtets wieder der Teufel zerſchlagen in der Nacht, und kein geweihtes Waſſer hat die Blutflecken wegwaſchen können von der Wand.

Selbiges Haus liegt in der Sandſtraße, und wer's ſehen will, dem kann's jegliches Kind weiſen.

II.

Bertram Kornewog.

Es mochte wohl um die heilige Chriſtzeit ſein, da begab es ſich, daß Herr Ghert Oldenkope, als er am Abend nach Hauſe kam, ein neugebornes Kindlein auf ſeiner Stiege fand in einem Korbe. Und es jammerte ihn des armen Kindes und er nahm es, gab es ſeiner Ehefrauen und ſprach: „Sieh her, was uns der heilige Chriſt beſcheert hat; wir haben's uns ſchon lange gewünſcht. Iſt dieſes nun auch nicht unſer Fleiſch

und Blut, so wollen wir uns seiner erbarmen um Gottes willen. Die Mutter würd' ihres Leibes Frucht wohl nicht hinaus gethan haben in die kalte Nacht, wenn sie nicht groß Trübsal dazu getrieben, darum wollen wir sein pflegen und warten, und das Kind wird uns wieder lieb haben, wenn es groß geworden, und in Ehren halten, als wie seine leiblichen Eltern." Also beschieden sie eine Amme, daß sie das Kind nähre und seiner warte, und gaben ihm in der Taufe den Namen Bertram. Und das Kind wuchs heran, wurde groß und stark und von leiblicher Wohlgestalt, daß sich männiglich freute; aber es war auch gar unruhigen Geistes. Wenn es schrie, war seine Stimme so stark und hell, daß man's durch's ganze Haus vernahm und Herr Oldenkope oftmals seine Rechnungen wieder von vorn beginnen mußte und doch nicht zu Ende brachte. Da wurde selbiger fast ärgerlich in seinem Sinn, aber er faßte sich bald wieder, wie's einem klugen, verständigen Manne ziemt. Die Zeit ging hin, und bald konnte der Bube ihn bei Namen nennen; deß freute sich Herr Ehert über die Maßen. Darnach lernte der Bube laufen, und was man ihn lehrte, das begriff er schnell, also daß Herr Oldenkope einen Schreiber aus ihn zu machen

gedachte, welcher ihm beistünde, wenn er alt und schwach würde, und seiner Handlung alten Namen nicht untergehen ließe in der Welt. Aber der Herr hatte es anders beschlossen.

Einige Jahre darnach da segnete er Herrn Oldenkopes Ehe, und sein Gemahl genas eines schönen Töchterleins; solche nannte er Maria. Der kleine Bertram schien aber wenig Lust zu finden am stillen Sitzen und Duckmäusern, und 's war seine größte Freude, mit den andern Buben am Hafen, denn Herrn Oldenkopes Haus lag an der Trave, umher zu toben und von Faß zu Faß zu springen. Da lernte er denn auch früh schon die Seeleute kennen, und sie hatten ihre Freud' an dem wilden Jungen und sagten ihm, er müsse auch 'mal ein Kletterindenmast werden und sich umtreiben in fernen Ländern und Meeren, also daß, wenn man den Bertram fragte, was er werden wolle und einst treiben in der Welt, wie man's zu thun pfleget mit den Kindern, selbiger nur schrie: Morne weg (Morgen weg), und davon sprang. Da nannten ihn die Leut nur Bertram Morneweg, und er hört' es nicht ungern; wenn's ihm aber ein Bub that zum Spott, da prügelte er ihn tüchtig durch.

Das gefiel Herrn Oldenkope nun eben nicht

sehr, und er that sein Möglichstes, den Jungen anzuhalten, daß er Schreiben und Rechnen lerne, und was sonst einem Kaufmanne frommen mag und dienstlich sein, wurde ihm auch solches nicht schwer, denn der Bertram war ein frommer und fleißiger Bursche und gehorsam seinen Eltern in allen Stücken. Und die Zeit ging hin, und als der Bertram vierzehn Jahre zählte, that ihn Herr Oldenkope in sein Geschäft und hieß ihn schreiben von früh bis spät und beaufsichtigen, wenn die Schiffe luden und löschten, und der Bertram that alles mit Treu und Fleiß. Wenn aber der Abend kam und die andern Kaufmannsgesellen hinausgingen zu Spiel und Tanz auf die Lachswehr, den Schützenhof und Fischerbuden, da schlich er sich zu einem alten Schiffer, so am Walle beim Mühlendamm wohnte, und ließ sich erzählen von den Fahrten und wunderbaren Abenteuern: wie der fliegende Holländer einherziehe auf dem Meer in windstiller Nacht, ein beinweißes Schiff; und 's werde kein Laut gehört, die Mannschaft sähen allesammt aus wie Leichen und wären angethan mit alterthümlicher Kleidung. Die seien auch wirklich schon alle gestorben vor vielen hundert Jahren und gebannt auf das Meer zwischen Himmel und Erde, ob der gräulichen Missethaten,

ſo ſie begangen. Alle Jahr auf Einen Tag dürften ſie weilen unter den Lebendigen; da kämen ſie nach Holland, allwo ſie gebürtig wären, und fragten nach ihren Verwandten und Liebſten, ſo Niemand mehr kannte, und gäben Briefe ab an Leute, welche lange verſtorben. Wenn aber der fliegende Holländer einem Schiffe begegne auf dem Meere, da müſſe kein Fluch ſich hören laſſen, ſonſt käme das Geſpenſt immer näher und näher, bis es endlich das andere Schiff auf eine Klippe ſtoße und verderbe oder mit ſich hinab ziehe in einen tiefen Strudel mit Mann und Maus, alſo daß Keiner lebendig davon käme. Wer aber ein frommes, reines Gemüth habe und ſpräche ein inbrünſtiges Gebet, da habe der Böſe keine Macht noch Gewalt und müſſe verſchwinden u. ſ. w.

Solch guter Lehre achtete der Bertram aufs Fleißigſte und bewahrte ſie in einem feinen Herzen, und es verlangete ihn von Tag zu Tage mehr hinaus in die Welt; aber er mochte doch nicht ſeinem Vater das Leid anthun, daß er auf und davon ginge in's Weite, denn er hatte ihn und ſein Gemahl von Herzen lieb, und nicht minder ihre Tochter Maria. Selbige wuchs auch heran und wurde von Tag zu Tag ſchöner, und ſie hatten ſich lieb, wie Brüder und Schweſter; wie

ſie's denn auch nicht anders wußten, und machten kein Hehl daraus vor der Welt.

Das hatte nun Herr Oldenkope recht gerne geſehen, als ſie noch Kinder waren und unverſtändig. Jetzt zählte aber der Bertram zwanzig Jahr und die Maria fünfzehn; da meinte er doch in ſeinem klugen Sinn, es könnte was Anderes werden aus dieſem kindiſchen Spiel und Geliebel. Er nahm daher, es war gerade am heiligen Pfingſtſonntage, den Bertram auf die Seite und erzählte ihm kurz und bündig: wie er nicht ſein Sohn ſei und Maria nicht ſeine Schweſter; aber er ſolle ihm nur ferner treu und fleißig dienen, wie bisher, ſo wolle er ſchon ſorgen für ſein Fortkommen und zeitliches Glück in der Welt. Da wurde es dem Bertram ſehr ſchwer um's Herz, und er ging auf ſein Kämmerlein und weinte, bis es Abend wurde. Darnach lief er hinaus zum alten Schiffer. Aber heute freute er ſich nicht am kniſternden Ofen im heimlichen, niedern Gemach und ſetzte ſich nicht zum Alten vor dem Ofen auf den Holzſcheit, ſondern er erzählte ihm, er ſei hinterm Zaun gefunden und habe nicht Vater noch Mutter, und die Leute würden einſt mit dem Finger auf ihn weiſen, weil er nur gelebt von anderer Leute milder Gab' und Freund-

ſchaft. Er wolle hinaus in die Welt und ſich was verſuchen und gewinnen; da dürfe er einſt getroſt ſagen, es ſei ſein eigen. Da gab ihm der Alte ſeinen Segen und ſagte, er ſolle mit Gott gehen, der verließe keinen braven Jungen. Wenn er wieder käme, wäre er wohl todt; er ſolle in Ehren halten ſein Gedächtniß und gute Lehren.

Darauf ging Bertram heim zur Maria und ſprach zu ihr, ſie ſei nicht ſeine Schweſter, denn er ſei nicht ihres Vaters Sohn; ob ſie ihn darum weniger lieb hätte? Da fing ſie an zu weinen und ſagte nein. Da ſagte er, er wolle hinaus in die weite, weite Welt und wolle ein tüchtiger Mann werden, wie's ihr Vater ſei, und vor den Leuten ſich einen Namen erwerben und Geld und Gut; dann wolle er heimkehren und ſie heirathen. Ob ſie gelobe, ihm treu zu bleiben zehn Jahre von dieſem Tag? Da weinte ſie noch mehr und gelobte es und wußte nicht, was ſie gelobte, und 's war doch keine Lüge. Bertram aber legte ſich auf ſein Lager und ſchlief die ganze Nacht nicht, und als der Tag anbrach, ſchnürte er ſein Bündel, ſchrieb mit Kreide an die Thür: „Morneweg hüt (heut) weg! und ging zum Mühlthor hinaus des Weges gen Hamburg.

Alsobald, als er in Hamburg angekommen, begab sich Bertram an den Hafen und schaute die schönen Schiffe an und den breiten Fluß und freuete sich sehr daran, wie er's all sein Lebetag gethan, und als er einen alten Schiffer stehen sah und sich sonnen, trat er zu ihm und sagte, er wolle ein Seemann werden, er solle ihn in seine Dienste und Lohn nehmen. Fragte der Schiffer, ob er auch was verstünde und gute Zeugnisse hätt'? Er antwortete, nein, er wolle es aber lernen, und Zeugnisse hätt' er nicht. Da beschaute ihn der Schiffer von unten bis oben, und weil er noch besudelt war von der Landstraße her, rief er aus: „Goddam, you rascal! (das heißt auf Deutsch, hol dich der Teufel, du Spitzbub!) soll ich jedem fahrenden Gesellen und Strolchen Dienst und Lohn geben? Zum Kokosmaat seid Ihr viel zu groß, denn Ihr freßt zu viel, und drüber versteht Ihr ja nichts!" Da wurde der Bertram sehr erschrocken und trat auf die Seite, denn so schlimm hatte noch kein Mensch zu ihm gesprochen im Leben, und er ging ganz trübselig hin und her und wagte Niemand andere anzureden. Auf die Letzt sah er aber eine schöne, hohe Frau auf einem Schiff stehen, die soeben abfahren wollte, und er faßte sich ein Herz und

grüßte sie sein höflich, und sie dankte ihm schönstens; da ging er auf's Schiff und sagte dem Schiffer dasselbe, wie vorhin. Der war aber betrunken und ließ ihn noch härter an, also daß er gleich umgekehrt wäre und davon gegangen, wenn ihm nicht die schöne Frau gewinkt hätte, zu bleiben. Da konnte er sich nicht vom Platze rühren, ob ihn 's Bleiben gleich fast reute, und die schöne Frau nahm den Schiffer auf die Seite und redete mit ihm. Alsobald kam der Schiffer wieder und sagte, er wolle ihn in seinen Dienst nehmen; zog aber selbiger dabei ein solches Gesicht, daß es sich dem Bertram im Leibe umdrehte, wenn er gleich nicht wußte, was der Schiffer damit sagen wollte.

Also blieb er auf dem Schiffe, und sie fuhren hinab nach Curhafen, und einige Tage darauf lichteten sie die Anker und stachen in See. Da mußte er denn die Schüsseln aufwaschen und dem Koch helfen, und Werg drehen, auch sonst helfen, wo er's verstand, beim Segeleinreffen und dergleichen. Wenn er sich aber auch noch so viel Mühe gab und arbeitete, es gab ihm Keiner ein gut Wort darum, und die Matrosen waren Ba und Bu und stießen und schalten ihn, wo sie nur konnten. Hätte er dann oft gern vor Zorn da-

zwiſchen ſchlagen mögen, ſo gedachte er, man müſſe gehorchen ſeinen Vorgeſetzten und Lehrmeiſtern, und der alte Schiffer hatte geſagt, es könne nicht ſo ſäuberlich hergehen auf der See; Ordnung müſſe ſein, Gehorſam kurzweg, ohne viel Gerede, ſonſt ginge Schiff und Mannſchaft zu Grunde. Wenn's ihm dabei nun auch manchmal wunderlich zu Sinn wurde, da tröſtete ihn die ſchöne Frau, welcher der Schiffer ſeine Kajüte eingeräumt, und ſo ſich's ausbedungen hatte, daß der Bertram ihr aufwarten mußte, wenn ſie aß. Die erzählte ihm dann allerlei ſchöne Sachen und endlich gar ihre Lebensgeſchichte

Da ſagte ſie denn: ſie ſei aus dem Lande Hiſpania und heiße Donna Laura. Ihr Mann ſei mit ihr weit umhergezogen, denn er ſei ein vielerfahrener Mann geweſen, alſo daß die großen Herren ihm wichtige Dinge anvertrauet in der Welt, in Handels- und Staatsgeſchäften. Aus dem Lande der Polacken und Ungarn ſeien ſie vor zwei Jahren herab gekommen an die Küſte der Oſtſee und hätten ſich einſchiffen wollen in Lübeck oder Hamburg nach dem Lande Hiſpania, in ihre Heimath. Als ſie aber ſchon faſt am Ziele geweſen, da hätten ſie ſich verirrt in dem großen Sachſenwalde, welcher liegt unfern Lübeck,

und seien am Abend spät in die Nähe des Städtleins Ratzeburg gekommen, welches gelegen ist mitten in einem See auf einer Insel. Und als sie des Thurmes der Stadt schon ansichtig geworden von der Höhe, habe sich plötzlich der Boden unter ihnen aufgethan und sie seien hinabgestürzt in eine tiefe Grube, sie und ihre Pferde. Und erschreckliche, wild aussehende Männer seien herzugetreten mit Fackeln und blanken Schwertern und hätten ihren Ehegemahl und den Knecht, welchen er mit sich führte, umgebracht. Als aber der Räuber auch sie habe ermorden wollen, hätte er sich abgewendet und gesagt, er könne es nicht, sie solle bei ihm bleiben und sein Gemahl werden. Aber die andern Räuber hätten gemurrt und gesagt, es sei ein Vertrag unter ihnen von Anbeginn her, es solle Niemand leben bleiben, so sie verrathen könne, und erst als der Hauptmann ihnen groß Geld und Gut gegeben, hätten sie ihm gewährt.

Nun sei sie des Hauptmanns Frau geworden, welcher Pippe Döbnken geheißen und gewohnt in einer tiefen, dunklen Höhle unter der Landstraße. An der Decke seien aber Fallthüren gewesen, so groß, daß Mann und Roß hindurch gekonnt, und man eben doch keine Spur davon hätte bemerken

können. — So sei's nun an die zwanzig Monat fortgegangen und mancher arme Reisende vor ihren Augen ermordet worden. Wenn aber die Kriegsleute von Ratzeburg, und selbst weither von Dömitz und Boitzenburg ausgerückt wider sie, so seien sie doch immer mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden oder hätten nichts gefunden. Eines Tages sei aber ein übermächtig grosser Wagen mit Kisten und Ballen des Weges gekommen, und der Hauptmann habe gesagt, man solle ihn ungehindert ziehen lassen, aber die übrigen Räuber hätten sich ihm widersetzt und sich allein hinausgemacht, den Wagen anzufallen. Da hätten aber alle Kisten und Ballen voll Soldaten gesteckt, und als nun die Räuber hinzugetreten, hätte jeder seinen Mann in's Auge genommen und heraus geschossen, also daß Keiner lebendig davon gekommen; aber die Fallthüre sei doch nicht entdeckt worden.

Als nun aber sie und der Hauptmann allen Vorrath an Lebensmitteln aufgezehret, und selbiger sich doch nicht hinaus wagen mögen unter die Leute, da habe er ihr einen gräßlichen Fluch vorgesagt, mit keinem Menschen ein Wort zu reden, darnach sie angethan wie eine Bäurin und sie auf den Markt nach Ratzeburg gehen heißen,

Fleisch und Erbsen einzukaufen. Also habe sie gethan und nicht ihren Schwur gebrochen, sondern sich stumm gestellet vor den Leuten, aber sie habe sich seltsam geriret auf dem Markte, damit die Leute aufmerkten auf sie, und ein feines Loch gemacht in den Erbsenkorb, also daß eine Erbse nach der andern herausfallen gemußt. Da hätten die Razeburger eiligst ihre Kriegsleute sich schicken und rüsten heißen und den Erbsen auf dem Wege folgen. Darnach seien selbige in die Höhle gedrungen durch den geheimen Zugang im Walde und hätten sie und den Pippe Döhnken gefangen geführet gen Razeburg. Der Räuber sei dann bei lebendigen Leibe verbrannt worden, ihr aber habe man gestattet, zu wählen unter seinen Schätzen zum Lohne und Dank für ihren großen Dienst, sie hätte aber nur genommen, was ihr geraubt, und damit wolle sie jetzt heimkehren in ihr Vaterland.

Als der Bertram dieses hörte, hat er gros Mitleid getragen mit der schönen Frau, daß sie so unglücklich sei und solch schwere Angst und Trübsal ausgestanden, und hat beschlossen, ihr noch eifriger zu dienen, denn zuvor, in allen Stücken. — Und sie fuhren durch den Meeresarm, welcher Engelland trennt von Frankreich, und

weiter, immer weiter, und dem Bertram gefiel's mit jedem Tage beſſer auf dem Schiffe. Da begab ſich's, daß, als er eines Abends in ſeiner Koje lag und nicht ſchlief, weil er an ſeine Maria dachte in Lübeck, und wie's jetzt wohl ſei daheim beim Herrn Oldenkorp, er ſeine Kameraden, ſo ihm zunächſt ſchliefen hinter einer dünnen Bretterwand, leiſe mit einander reden hörte, als wenn's ſonſt Niemand vernehmen dürfte. Und er hörte, wie ſie nachher, wenn ſie die Wache hätten auf dem Schiff, die ſchöne Frau in der Kajüte zu überfallen gedächten und zu binden. Darnach wollten ſie ſelbige in's Meer werfen und von ihren Kleinodien nehmen, weſſen ſie habhaft werden könnten, und Lärm machen und ſagen, ſie ſei über Bord gefallen, wie ſie denn oftmals ſpät am Abend ſich zu ergehen pflegte auf dem Verdecke.

Da überlief's den Bertram eiskalt vor Schrecken ob ſolcher grauſigen Mähr, und wie er ſich noch bedachte, was er thun wolle, ſeine Herrin zu erretten, hörte er, wie der Bootsmann pfiff und die Drei aufſtunden, an ihr Werk zu gehen. — Alſobald ſpringt er auf von ſeiner Lagerſtatt, und als er auf's Verdeck kommt, findet er, daß die andern ſchon hinab ſind in die Kajüte, und er eilet ihnen nach. Siehe, da haben ſie die ſchöne

Frau gebunden an Hand und Fuß und ihr den Mund verstopft, daß sie nicht schreien möchte. Da schlägt er dem Ersten mit der Faust auf den Kopf, daß er zu Boden stürzet, und fasset den Zweiten an der Gurgel und schreit, so laut er's vermag. Aber der Dritte hatte sein Messer gezogen und will's ihm durch den Leib stoßen, daß er sich kaum noch Beider erwehret: da kommt auch der Schiffer und mit ihm die übrigen Schiffsleute, welche sein Schreien erweckt hatte, herbeigerannt und befreien ihn von dem gewissen Tode. Die schöne Frau wurde nun auch wieder losgebunden, und wäre sie fast schon erstickt und gestorben. Die drei Uebelthäter ließ der Schiffer aber binden und in den Schiffsraum werfen. Des andern Tages da wendete er das Schiff und fuhr nach Frankreich, welches sie noch im Auge gehabt, und übergab sie den Gerichten. Darauf nahm er zwei andere Schiffsleute in Dienst, und der Bertram wurde Jungmann, weil er sich schnell schon in Alles gefüget, auch, daß er sich von je auf den Schiffen umhergetrieben, ihm wohl zu Statten kam. Darnebst setzten sie ihre Reise ungehindert fort.

Die schöne Frau konnte aber kein Ende finden ihres Dankes, und wollte dem Bertram viel Gold und edle Steine schenken, aber er nahm es nicht

an. Und sie fuhren weiter durch den Ocean um Spanien herum und Portugal, und landeten endlich glücklich in Cadix, d. i. eine uralte Stadt, schon lange vor der Geburt unseres Herrn von den Heiden gebauet, und liegt auf einer Insel, welche heißet Leon.

Als nun die schöne Frau das Schiff verlassen wollte, trat sie zu Bertram und sprach: „Bertram Morneweg, Ihr habt mir das Leben gerettet, darob möchte ich Euch gern ein Liebes erweisen und kann's nicht lassen. Als wie Ihr nun wohl erfahren seid in Handel und Wandel, Kauf und Rechnung, kommt mit mir und übernehmet meines seligen Gemahls Handlung und führet sie zu meinem Besten. Ich wüßte keinen treuern Mann anzustellen, denn Euch." Hatt's nun gleich dem Bertram gar zu wohl gefallen auf dem weiten Meere und er liebgewonnen die wilden Wogen und den brausenden Sturm, so gedachte er doch seiner Maria und wie er ihr halten müßte sein Gelübde, und sahe wohl, wie's lange dauern könne mit dem Geld und Gut auf der See zu erwerben. Und daß er die schöne Frau nun gar nicht wieder sehen sollte, wollt' ihm auch fast das Herz brechen. Da sagte er ja und ging mit ihr,

ihrem Handel vorzustehen nach bester Kraft und Willen.

Und der Herr segnete sein Beginnen, und wenn's auch Anfangs nicht recht geben wollte im Lande Hispania, wo Alles ganz anders war, als daheim in Lübeck, so fand er sich doch mit der Zeit in ihres Lebens Weise und Gewohnheit, also daß es täglich besser ging und er große Reichthümer erwarb seiner Herrin und Gebieterin, der schönen Frau. Selbige wurde denn auch immer liebreicher und freundlicher gegen ihn, daß die Leute sagten, sie würde ihn noch heirathen, und hätte es auch schon längst gethan, wenn er demselben nicht gewehret.

So vergingen vier Jahre, und hatte sich Bertram schon ein schönes Geld verdient für sein Theil, ja mehrmals auch seiner alten Neigung und Begier nachkommen können und weite Reise machen auf dem Meere nach dem Morgenland und Italien. Da traf es sich, daß er wieder fort sollte nach dem Morgenlande, Spezereien einzukaufen und köstliche Teppiche. Als er nun hintrat zu seiner Herrin, ihr's anzusagen und Abschied zu nehmen für die Reise, da fiel sie ihm um den Hals, wie sie solches schon je zuweilen gethan hatte, küßte ihn und sagte: „Lieber Bertram,

wollt Ihr denn endlich nicht meinen Wünschen Gehör geben und mich heirathen? Ich will ja alles thun, was Ihr nur begehret, und will Euch all mein Geld und Gut geben und mit Euch hingehen in fremde Landen, wohin Ihr verlanget, wenn's Euch nicht genehm sein sollte im Lande Hispania!" Da wurde es dem Bertram wohl etwas warm zu Sinn, denn Donna Laura war eine schöne Frau und zählte erst fünfundzwanzig Jahre, und der Teufel stieß ihn an und sagte: „Hier hast du Geld und Gut und alles, was nur dein Herz begehret; die Maria wird lange dein vergessen haben und einem andern Manne zugefallen sein nach ihres Vaters Willen. Ein Hab ich ist besser, als zehn Hätt' ich!" Aber er ermannte sich und dachte: ein Gelübde ist ein Gelübde, mag's brechen wer will und kann! und sprach zu Donna Laura: Er wolle ihr dienen mit aller seiner Kraft und Fleiß, nach wie vor, und sie lieb haben, wie seine Herrin und Mutter, denn er selbst habe nie von einer solchen gewußt. Aber heirathen könne er sie jetzt und nimmermehr, denn das habe er seiner Maria versprochen zu Lübeck, wenn er heim käme nach zehn Jahren. Nun sei's heraus! — Da wurde Donna Laura zornig über die Maßen und zog einen Dolch (wie

solchen wider alle Ordnung und Sitte die Frauen in Spanien zu tragen pflegen, da doch die Waffe nur des Mannes ist), und hätte den Bertram gewiß tot gestochen auf der Stelle, wenn selbiger nicht davon gesprungen wäre nach dem Schiffe und hätte demnächst die Anker lichten lassen.

Wenn nun gleich sonst der Bertram immer sehr fröhlich wurde, wie er auf's Meer kam, so saß er jetzt doch trübselig in einer Ecke und sah und hörte nichts, denn er konnt' es gar nicht vergessen, daß ihn seine schöne Frau hatt' tot stechen wollen vor übergroßer Liebe. Und so blieb's den ganzen Tag, und er schaute unverwandt in die Wellen und aß nicht und trank nicht und gewahrte nicht, daß es tief Nacht um ihn geworden war. Das Schiff hatte indessen schon eine gute Strecke Weges zurückgelegt, denn der Wind war günstig und eine frische Kühltje füllte die Segel. Da zog's mit einem Mal, wie ein dichter Nebel, durch die Dunkelheit daher, und der Wind ließ nach von Stunde zu Stunde, und die Schiffsleute fluchten und setzten alle Segel bei; aber es half nichts, Totenstille lag auf dem Meer. Der Steuermann schaute noch einmal auf den Nebel, und das Steuer glitt aus seiner Hand, denn er zitterte am ganzen Leibe zum ersten Mal,

seit er auf der See war, und er rief: „daß dich die Schwerenoth, es ist der fliegende Holländer!“

Da sahen die Schiffsleute auch hin und erkannten, daß er Recht hatte, und schrieen und fluchten durcheinander, also daß Bertram aus seinem Traum erwachte. Und er sah das beinweiße Schiff und die leichenbleichen Leute auf demselben, und sie hatten keine Augen im Kopfe. Näher und näher zog es heran; da gedachte er des alten Schiffers, fiel auf die Knie und betete laut ein inbrünstiges Gebet, und die Schiffsleute konnten's nicht lassen, sie mußten aufhören zu fluchen und Alle laut mitbeten. Und der Nebel wurde allmälig schwächer und immer schwächer. Die Sonne ging auf über dem Meere, das Gespenst war verschwunden und ein frischer Wind füllte die Segel, daß das Schiff lustig dahin fuhr durch die Wogen, wie Tags zuvor. Da kamen die Schiffsleute all und umfaßten des Bertram Knie, gleich denen eines Heiligen. Er aber wehrete es ihnen und ging hinab in die Kajüte und freute sich, daß er gestern seiner Maria treu geblieben.

Alles ging jetzt eifrig an das Geschäft, aber ein alter Seemann schüttelte den Kopf und sagte: „Wenn er uns auch nicht gefaßt hat mit Gottes

Hülfe, so bedeutet's doch nichts Gut's. — Und so geschah's, denn auf den Abend kam ein Seeräuber des Weges, enterte das Schiff und führte die Mannschaft gefangen mit sich fort gen Marokko. Allvort wurden sie verkauft und verhandelt, und haben sich nimmer wieder gesehen.

Des Bertram Herr war ein Viehhändler, sonst ein guter Mann, nur daß er zuweilen seine Sklaven mit Ruthen streichen ließ, wenn ihm ein Vieh gefallen war, oder sonst was ihn unwirsch machte. Also verfloß ein Jahr und drüber, und war eitel Noth und Trübsal. Als nun aber der Bertram allmälig der marokkanischen Sprache wohl kundig wurde, auch der Heid, sein Herr, sahe, daß er wohl erfahren im Handel und Wandel, Rechnen und Schreiben, da durfte er ihm nicht mehr den Stall ausmisten und Vieh treiben, sondern ihm beistehen bei Kauf und Verkauf, also daß sein Herr auf die Letzt ein großes Vertrauen zu ihm gewann. Da ging es dem Bertram besser und er konnte frei umhergehen in der Stadt; war aber doch ein Sklave und grämte er sich zumeist, daß er nun nicht lösen konnte sein Gelübd und heimkehren nach zehn Jahren zu seiner Maria nach Lübeck.

Und wieder ein Jahr ging um; da begab

sich's, daß, als Bertram einmal durch die Straßen ging, er einen großen Geldsack fand, so ihn aus aller Noth hätte lösen können. Aber er ließ schweigen die Stimme des Teufels, welche allzeit laut ist in schwachen Stunden, und sann nur darauf, wie er das Geld wieder geben möchte seinem rechtmäßigen Herrn. — Da kommt der Ausrufer des Wegs und ruft: es sei ein Sack verloren mit vielem Gelde; wer's wiederbrächte, der sollte hundert Piaster haben zur Belohnung. Da ging der Bertram hin und brachte es; aber der Mann, dem das Geld gehörte, war ein rechter Heid und Erzschelm, bedankte sich zwar schönstens, als er aber das Geld gezählt hatte, da sagte er: „Ich sehe, daß Ihr Euch schon genommen habt, was Euch gebühret. In dem Sack waren achthundert Piaster, ich finde aber nur deren siebenhundert.“ Darob wurde der Bertram sehr zornig und sagte: „Ich hab's Euch nicht gebracht um den Lohn, aber solches dürft Ihr nicht sagen.“ Nun gingen sie vor den Kadi (also nennet man den Wetteherrn zu Marokko und sonst im Heidenland). Das war ein weiser und gerechter Mann, und als sie ihm erzählet und explicirt ihre Sache, ließ er jeden einen Eid schwören, daß dem so sei, wie er gesaget; darnebst sprach

er, wie folgt: „So du einen Beutel gefunden haſt mit ſiebenhundert Piaſtern, du aber einen andern verloren mit achthundert dergleichen, ſo kann's nicht derſelbe ſein, den du gefunden und jener verloren. Darum behalte deinen Sack, bis ein Anderer ſich meldet, welcher einen verloren, wie du gefunden.“ Und alles Volk pries den Richter und ſeine Weisheit.

Jetzt ging der Bertram heim und kaufte ſich los und ledig der Sklaverei und begann einen Handel hier und dort im heidniſchen Lande, und der Himmel ſegnete von Neuem ſein Werk, daß er reich wurde und wohl angeſehen unter den Leuten. Alſo gingen noch vier Jahre dahin, und als die Zeit kam, daß er zehn Jahre nicht daheim geweſen, lud er ſein Geld und Gut auf ein großes Schiff und fuhr gen Lübeck.

Bertram landete in Curhafen, brachte ſein Hab und Gut in Hamburg bei einem guten Manne unter, darnach ging er nach Lübeck, daß er gerade am heiligen Pfingſtſonntag morgens früh in die Stadt kam. Und er ging zuerſt in die Kirche und dankte Gott, dann begab er ſich zum Herrn Ghert Oldenkove, für welchen er ſich Handelsbriefe ſchreiben laſſen auf den Namen Brüdigam; denn alſo nannte er ſich. Selbigen

Tages hatte aber Herr Oldenkope seine Freundschaft zu sich geladen zum Mittagbrode, und weil er sahe, daß Herr Brüdigam ein gar ansehnlicher Kaufherr sei, so entbot er ihn gleichfalls zu sich, daß er mit ihm speise.

Maria, Herrn Oldenkopes Tochter, grüßte die Gäste, als sie ankamen, denn seine Ehefrau war inzwischen im Herrn entschlafen, und die Maria war gar schön und groß geworden; Niemand erkannte aber, daß Herr Brüdigam der arme Bertram Morneweg sei. Und er erzählte viel von seinen Reisen und Fahrten im Abend- und Morgenlande, auf die Letzt fragte er aber Herrn Oldenkope, ob er nicht auch einen Sohn habe, denn also hätte ihm sein Handlungsfreund gesagt; da wurde Herr Ehert ganz roth im Gesichte und sprach: „Ich habe einmal einen Burschen hinter'm Zaun aufgelesen und ihm viel Liebes erwiesen, der hat's mir aber schnöde gedankt und ist auf und davon gegangen in die weite Welt.“ Da stand die Maria auf, als er das sagte, und ging aus dem Gemach, und Bertram sah, daß sie weinte. Herr Oldenkope fuhr aber fort in seiner Rede: er hätte dem Bertram wohl Alles sonst vergeben und vergessen, nur nicht, daß er seine Tochter berückt mit bösen Liebestränken, also daß

sie keinem Freier, so viel ihrer, reiche und adliche Herrn, gekommen seien, habe die Hand reichen wollen, sondern immer gesagt, der Bertram käme doch noch wieder.

Alsobald stand Bertram auf und sprach: „Da hat sie wohl recht daran gethan, denn ich bin der Bertram Morneweg und werbe und halte an um Eure Tochter Maria, Herr Ghert Oldenkope.“ Und Alle wunderten sich sehr und mochten's nicht glauben. Aber der Bertram wies Alles urkundlich nach, daß Niemand mehr zweifeln konnte. Da war eitel Freude im Hause und die Maria sagte, ihr wär's gleich gewesen, als ob sie den Bertram erkannt hätte, und sie fiel ihm um den Hals, und sie küßten sich viel tausend Mal, wie sich's ziemt für Brautleute und einstige Ehegesponsen.

Des andern Tages aber bezeugte der Bertram, wie viel er habe in zeitlichem Gut, und daß er seines ehrlichen Namens nicht verlustig gegangen in all den Fährnissen und Drangsalen, und Herr Otrenkope erstaunte fast sehr ob so großem Reichthum und setzte die Aussteuer fast dreigemäß. Darnach begaben sie sich am Freitage nach Pfingsten um sieben Uhr des Morgens in die Catharinenkirche, Bertram mit seiner Maria, und ver-

lobten ſich und beſchenkten ſich. Der Bräutigam gab der Braut einen Biſſtich *) und ſie gab ihm eine Badekappe und ein Hemd. Auf den Abend aber kamen die von der Freundſchaft zum Herrn Oldenkope zum Gelage, und es ward getrunken und gegeſſen zur Genüge und die heimliche Muſika, Pfeifer, Trommel- und Lautenſchläger ſpielten dazu auf und war groſſe Fröhlichkeit. — Darnach wurde die Ausſteuer bereitet, und es wurde dem Bertram geſtattet, in Anſehung ſeiner großen Reichthümer, und weil der Braut Vater von altem Geſchlechte war, daß er eine Tag- und Paſtetenhochzeit anrichten laſſe, wie es ſonſt nur einem Patrizius zuſtehet. Alſo verging ein Jahr.

Demnächſt am Freitage ſchickte Herr Oldenkope die zwei Schaffer aus, daß ſie ihm laden auf den nächſten Sonntag vierundſechzig aus der Verwandtſchaft und ſonſtigen Freundſchaft, geiſtliche Männer und Rathsherrn aber, ſo viel ihrer nur waren. Am Sonntage, als wann die Hochzeit gehalten werden ſollte, war die Braut um zehn Uhr im Köſthauſe und grüßte fein zierlich die Weiber und Jungfrauen von der Freundſchaft,

*) Paternoſter.

wie sie ankamen, Eine nach der Andern. Sie selber aber, die Maria, war angethan mit einem seidenen Heyken *), aber von ehrbarer Länge, daß er nicht nachschleppte; ferner trug sie eine seidene Summarien **), mit Sammt verbrämt und eben mit Marterfellen, einen silbernen Dusing ***) und ein Kleinod an einer Halskette, so wohl mehr denn ein Loth lauteren Goldes wog. Als es aber eilf schlug zu Sankt Marien, kam auch Herr Bertram Morneweg die Straße herauf mit der männlichen Freundschaft. Vor ihm her trat die große Musika, ihrer zwölf, mit lautem Schalle, und alles Volk lief zu Hauf und die Schiffer, mit denen er sich ehemals so viel vertrieben, kamen zu ihm Einer nach dem Andern und grüßten ihn und schüttelten ihm die Hände. Sein alter Schiffer kam aber nicht, denn der war todt und lag begraben zum Dome.

Darnach that sie der Priester zusammen vor dem Herrn, und sie gelobten eheliche Treu und Lieb bis in den Tod. — Auf der Diele in Herrn

*) Hohe steife Kopfbedeckung, von welcher hinten ein steifer, in Falten gelegter Mantel herabhängt.

**) Mantel.

***) Leibgürtel mit Glöckchen.

Oldenkopes Hause war aber ein köstlich Gelag angerichtet: Braten, Fisch, Wildpret und funfzig Pasteten, zwei Ohm Wein und Krude*) und Bier. Da kam der Spielgreve**) und beschaute alles, ob's recht war und nicht wider des Raths Verordnung. Und als er fort war, wurde das Mantelmuß aufgetragen, weil's verboten war, und alles setzte sich zu Tische, dankte dem Herrn und speiseten, je zwei aus Einer Schüssel. Das Schlafkämmerlein war aber verhängt mit einem köstlich gestickten, linnenen Vorhange, und das Hochzeitbette wog anderthalb Schiffpfund, das Kopfkissen war von Seide mit vergoldeten Knöpfen an den Ecken, umher brannten vierzehn pfündige Wachskerzen. Alldort speiseten Bertram und Maria ganz allein, als aber der Braten kam, ging Bertram hinunter zu seinen Gästen, die Frauen und Jungfrauen stiegen aber alle hinauf zur Braut, um ihr die Zeit zu vertreiben mit allerhand Kurzweil.

Da stand der Herr Bürgermeister auf von der Tafel und sagte, er wolle auch noch eine Mitgabe

*) Ein würziger Wein für die Frauen.

**) Oberstadtmusikant.

bringen aus weiter Ferne, welcher der Herr Bräutigam wohl nicht gewärtig seyn möchte. Im Lande Hispania sei eine edle Frau gestorben mit Namen Donna Laura, die habe auf dem Sterbebette all ihr reiches Hab und Gut vermacht Herrn Bertram Morneweg, oder falls dieser verstorben sein sollte, dessen Angehörigen, insonderheit dessen Pflegevater, Herrn Ghert Olcenkope, und seiner Tochter Maria. Sie habe den Morneweg sehr lieb gehabt, und doch groß Unrecht an ihm zu sühnen, dieweil sie ihn vertrieben durch ihren Jähzorn von Hab und Gut. Selbige Urkunde sei durch die Gerichte zu Cadir im Lande Hispania einem hochweisen Rathe zu Lübeck übermacht. Es erzählte nun Bertram die Geschichte von Pippe Döhnken, und was sich sonst begeben mit der schönen Frau, und gelobte, er wolle ein Hospital davon stiften für arme, alte Bürgersleute, zum Dank, daß ihn der Herr so glücklich behalten. Und ist davon gebauet das Hospital zum heiligen Geist, welches noch stehet bis auf den heutigen Tag.

Als man nun gegessen und getrunken zur Genüge und drüber, und die Schaffer das Zeichen gegeben, daß die Zeit da sei, wurden drei Tänze gemacht, der letzte mit den Jungfrauen in Zucht

und Ehren *). Darnach brachten der Braut Verwandte ſelbige zum Bräutigam in's Schlafgemach, glückwünſchten und ſchenkten ihnen einen lebendigen Hahn. Demnächſt ging Jeder heim, den Kindern und ſonſtigen Hausleuten zu bringen, was ihm verehret worden auf der Hochzeit, an Speiß und Trank.

Und Bertram und Maria lebten noch manches Jahr in Fleiß und Frömmigkeit, und Gott ſegnete auch fürder all ihr Beginnen. Darnach ſind ſie ſanft und ſelig geſtorben und haben einen guten Leumund hinterlaſſen unter den Leuten bis auf dieſe Stunde.

---

*) So war's, wie auch heut zu Tag, nicht immer. (Siehe lüb. Hochzeitordnung v. 1612.) „Bei wehrenden Tantzen ſollen die Manner vnd Geſellen im Tantzen, auch andern Converſationen mit Frawen und Jungfrawen ſich züchtig und ehrbarlich verhalten, und ſoll das leichtfertig auff- und vmbwerfen, wie auch das vnerbare Niederſitzen verbotten ſein. Diejenigen, ſo dagegen ſich vngebührlich werden erzeigen, ſollen nach gelegenheit mit einer zimlichen Geldt Buſſe geſtrafet werden."

Anm. d. Herausgebers.

III.

Ein nordiſcher Brutus.

Reinaert vom Calven, der Bürgermeiſter, hatte einen einzigen Sohn, Werner vom Calven; es war ein feiner junger Herr, gleich geſchickt in Führung der Handelsgeſchäfte, wie edler Roſſe und Waffen. Einſt, als Kirmeß auf ſeines Vaters Landgut war, hatte er ſich hinaus begeben und ſaß luſtig und guter Dinge unter den Bauern in der Schenke, da entſtand Streit zwiſchen dem Vogte ſeines Vaters, und einem der Bauern. Werner wollt' anfangs mit ſeinem Anſehen und guten Worten Frieden ſtiften; die Bauern ſchienen aber ſchon lange auf eine ſolche Gelegenheit gewartet zu haben, ſich an dem Vogte zu rächen, und waren überdies ſchwer betrunken. Da dachte Herr Werner mit Gewalt den Vogt frei zu machen, ergriff einen kleinen Trog, ſchlug wacker drein und — traf den Vogt auf das Haupt, daß er todt hinfiel.

Alſobald traten die älteſten Bauern zuſammen, ſich zu berathen, und als ſie hörten, Herr Werner wolle gleich nach der Stadt, ſich dem Gerichte zu ſtellen, beſchloſſen ſie zunächſt, ihn

einzusperren. Denn sie hatten Herrn Werner lieb und kannten seines Vaters strenge Gerechtigkeit. Des andern Tages in der Früh gingen nun diese Aeltesten in Trauerkleidern nach der Stadt, traten vor den Bürgermeister und sprachen: „Herr, uns ist ein grosses Unglück widerfahren. Gestern beim Kirmeßgelage ist ohne Schuld Euer Vogt erschlagen.“ Da fuhr Herr Reinaert zornig dazwischen: Er wolle ein Ende finden den Raufereien und Todtschlägen. Wenn er des Thäters habhaft würde, so solle derselbe sterben und wär's sein eigener Sohn!

Da wichen die Bauern entsetzt zurück und machten sich alsobald wieder hinaus auf das Dorf, Herrn Werner noch besser zu verbergen. Bald nach ihnen erschien auch der Bürgermeister mit Vogt und Beisitzern, das Fahrrecht zu halten.

Nachdem die Abrichtung (Ablösung) der Hand des Erschlagenen geschehen war, um sie später beim Barrecht zu gebrauchen, trat der erste Raths-Vorsprach an die Leiche und rief: „Herr Vogt, lasset mich ein Urtheil finden. Nachdem man allhier eine Sache soll offenbaren, so an das freie Höchste gehet, möget Ihr dazu von Rechtswegen ein Ding hegen.“

Der zweite Vorſprach: „Herr Vogt, dazu möget Ihr von Rechtswegen ein Ding hegen.“

Darauf trat der Vogt vor und hielt ein Ding zum erſten, andern und drittenmal; als aber des Rathes Vorſprach Zeugen aufrief, da regte ſich keiner der Bauern, wider ihres Herrn Sohn zu zeugen.

Der Bürgermeiſter wurde ſehr böſe, weil er vermeinte, es ſei einer der Ihren, den ſie verhehlen wollten, und kehrte drohend in die Stadt zurück.

Lange widerſtanden die Bauern; als ſie aber ſahen, daß es ihnen an Freiheit und Leben ginge, wenn ſie länger ſchwiegen, ſo brachten ſie Herrn Werner in der Nacht fort zu Einem ſeiner Anverwandten, einem adlichen Herrn in der Mark Brandenburg.

Der alte Herr Reinaert ſtöhnte vor innerem Weh', als er jetzt den Namen des Mörders hörte, und daß er ſeinen guten Namen ſollte ſchänden hören vor dem Volke, aber er hemmte doch nicht den Gang des Rechtes, ſondern ließ ungeſäumt dem Vogte, Beiſitzern, Herren und Vollbürgern ein außerordentliches Ding anſagen, mit Trommelſchlag von Haus zu Haus. Die Sturmglocke ging, und über der Gallerie des Rathhauſes war

die Gerichtsfahne ausgesteckt. Als Vogt und Beisitzer auf dem Hochsitze mit Stab, Schwert und Reliquienkästchen Platz genommen, trat der Frohn auf den Finkenblock (Schandblock), entblößte das Richtschwert und sprach unter Läuten der Schandglocke: „Ich rufe Dir zu, Joduthe über Dir, du Werner vom Calven, und esche dich zum ersten-, andern und drittenmal, daß du kommest in meiner Herren Gehege, gebest und nehmest Recht!“ —

Nachdem die dreimalige Eschung geschehen war, sprach der Frohn die Acht aus:

„Ich rufe Dir zu, Joduthe über Dir, Du Werner vom Calven, weil Du nicht gekommen bist auf die erste, andere und dritte Eschung, will ich Dich frei machen, wie einen Vogel in der Luft, in Kirchen und Klausen, du sollst da sein rechtlos, friedlos und weggenommen werden, wie Recht ist, von meiner Herren wegen.“

Herr Reinaert vom Calven überlebte die Schmach nicht lange. Herrn Werner, welcher nicht wieder heimkehrte, ward sein Erbe nachgesandt.

IV.

Ein Bohurtfeſt und deſſen Folgen.

Das größte Feſt, welches es damals im ganzen Jahre gab, war der Bohurt am 26—28. December; da ward geſchmauſet und getanzt auf den Raths- und Quartier- (Innungs-) Häuſern. Am erſten Tage zogen die Schau-Teufel und ſonſtige Mummen durch die Gaſſen und ſchoben Juelklappen in die Häuſer (das ſind große Strohpuppen, welche meiſt, wenn auch wohlverſteckt, bedeutende Geſchenke enthielten, oft aber von loſen Buben zu Schimpf und Spott ehrbarer Leute zugerichtet waren, alſo daß man nach langem Suchen nichts als einen Froſch oder ſonſt eine Unflätherei darin fand.) Der 27. war der Kindertag. Da zogen die Kinder, ſeltſam aufgeputzt, als Pfaffen und Ritter, den Narrenbiſchof in vollem Ornate hoch zu Eſel an der Spitze, mit Trommeln und Pfeifen durch die Straßen. An dem Tage durfte ſich kein Wagen noch Pferd auf den Gaſſen, durch welche der Zug der Kinder ging, ſehen laſſen, damit den Kindern kein Leids geſchehe. Nur die Knechte, welche die Eltern zur Hut denſelben mitgaben,

durften reiten. Der dritte Tag war das Nachfeſt, mehr für die plumpen Späße der dann faſt durchgehend in Bier und Meth berauſchten, unteren Volksklaſſe beſtimmt. Waffen zu tragen, war in dieſen Tagen ſtrenge verpönt.

Zu dieſem Feſte pflegten ſich viele Fremde, namentlich die Ritter und Edlen aus der Nachbarſchaft einzufinden; ſo war auch Graf Johann von Holſtein im Bohurt des Jahres 1261 hierher gekommen. Da geſchah es, daß ein Ritter Burchard Vort, welchen der Graf aus dem Lande gejagt hatte, die Gelegenheit nutzte, als Schauteufel vermummt, Herrn Johann überall zu verfolgen und, wo er nur konnte, zu beſchimpfen und zu beläſtigen. Der Graf ließ es den erſten Tag ruhig hingehen; als er aber am zweiten Tage ausritt, befahl er ſeinem Kämmerer, ein Schwert unter den Mantel zu nehmen. Am oberen Ende der Fiſchergrube ſtand eine große Menge Volks und harrte des Kinderzuges, welcher ſich durch die Breiteſtraße näherte. Der Graf hielt zu Pferde mitten unter ihnen. Da kommt Buchart Vort wieder die Straße herauf geſprengt und jagt dem Grafen auf den Leib; als er aber ſieht, daß dieſer ſich vom Kämmerer das Schwert reichen läßt, drängt er ſich durch den

Volkshaufen in die Breitestraße, mitten durch den Zug der Kinder. Der Graf ihm nach mit geschwungenem Schwerte. Beim Sod oberhalb der Holstenstraße holt er ihn endlich ein und spaltet ihm mit einem Hiebe das Haupt, daß der Bort todt niederfällt. Das Volk schrie: „Joduthe!“ das ist das alte Gerüfte und Verfehmungsgeschrei, welches das Volk bei einem Morde erhob, um in früherer Zeit den Bluträcher, später die Richter des Blutbannes, herbei zu rufen, und sich selbst als Zeuge der That anzugeben. Der Graf floh nach dem Holstenthor, wo die Brücke gepfropft voll Menschen stand, so daß wieder nicht durchzukommen war. Er ritt daher längst der Stadtmauer an der Trave bis zum Dome, und da die Thüre offen stand, lief er hinein und verbarg sich im Thurme. Das Volk suchte die Thüre, welche er von innen versperrt hatte, einzuschlagen, doch kamen noch zur rechten Zeit einige Herren des Rathes mit den Stadtknechten herbei geeilt, um ihn der Wuth des Volkes zu entziehen. Er wurde auf das Rathhaus gebracht, und dieses mit einer starken Wache besetzt, zugleich ihn zu verwahren und zu schützen. Uebrigens versorgte man ihn mit allen Lebensbedürfnissen seinem Stande gemäß. In der Nacht

kamen des Grafen Leuten unter ein Seitenfenſter, und er ſuchte ſich an einem langen Tuche hinab zu laſſen, fiel aber ſo ſchrecklich zu Boden, daß er's ſein Lebtag nicht wieder verwunden hat. Die Seinen hoben ihn auf ein Pferd und verließen mit ihm ſchleunigſt die Stadt.

Das Volk murrte anderen Tages ſehr, weil es meinte, der Rath hätte den Frevler am Feſtfrieden entrinnen laſſen. Der Graf fiel dagegen mit den, noch vom jüngſt beendeten däniſchen Kriege verſammelten, Kriegsleuten über die lübeckiſchen Beſitzungen her und verbrannte mehre Dörfer. Die Lübecker waren in dem Augenblick nicht zu einem ſolchen Kriegszuge gerüſtet, im nächſten Frühjahr erſchien aber auf ihr Anſuchen und Vergütung ihr Schirmvogt, Herzog Albrecht von Braunſchweig, mit 1600 Reitern; ſie ſelbſt hatten viele Bürger gerüſtet und eine große Anzahl vertriebener holſteiniſcher Ritter in Sold genommen. Die holſteiniſchen Dörfer und Ortſchaften weit und breit, ſelbſt Plön und Oldenburg, wurden in Aſche gelegt. Vergebens ſuchten ſie aber den Grafen durch eine ſtrenge Belagerung aus Kiel, wo er ſich aufhielt, in eine offene Schlacht zu locken. Der Herzog ging wieder nach Hauſe, und bald wurde zu Salzwedel

das gute Vernehmen mit dem Grafen wieder hergestellt.

Die rückkehrenden lübeckischen Reisigen führten dann gleich noch einen Handstreich aus. Auf einer Insel des Dassower Sees lag ein, wie auch die Insel, dem Grafen von Holstein zuständiges Schloß, dessen Befehlshaber schon lange sowohl selbst, als durch Unterstützung und Aufnahme anderer fahrenden Ritter, den Lübeckern manche Unbill zugefügt hatte. Auf die Beschwerde der Stadt hatte nun zwar schon 1260 der Graf den damaligen Hauptmann fangen und enthaupten lassen, seit dem Kriege mit Holstein betrieb aber der neue Hauptmann, Schele von Nunnendorf, das „ritterliche" Gewerbe wieder recht eifrig. Jetzt zogen die lübeckischen Bürger und Söldner im Vereine mit Fürst Johann, dem Theologen, von Mecklenburg vor das Schloß. Sie konnten aber nichts ausrichten und beschlossen daher, die großen Prähme mit Steinschleudern von Lübeck kommen zu lassen.

Ein junger gothmunder Fischer, welcher unfern des Ortes, wo der Kriegsrath gehalten wurde, zufällig stand, lachte, als er dieses hörte, also daß der lübeckische Hauptmann zornig wurde und ihn zu sich rief. „Herr, sprach der Fischer, ich

lachte ob der großen Zurüstungen, da wir Fischer uns wohl allein unterfangen möchten, des Schlosses in Einer Nacht Herr zu werden, dafern Ihr Euch mit Euren Leuten ein wenig abseits auf die Lauer legen, und zur rechten Zeit bei der Hand sein wolltet.“ Der Fischer hatte nämlich ein Liebchen in der Burg und schon oft, wenn die Anderen in der Nacht nach Hause fuhren, war er mit seinem Kahne still unter einen Vorsprung der Schloßmauer gefahren, wo er dann durch ein Abflußloch in die Burg zu kriechen pflegte, wie es ihm das Mädchen angegeben hatte. So nahm er auch jetzt in der folgenden Nacht einige rüstige junge Burſche, mit guten Messern bewaffnet, zu sich in den Kahn und zeigte ihnen den Weg. Unbemerkt kamen sie nicht nur in den Burghof, sondern auch über die Wachen am Thore, welche sie niederstießen; dann thaten sie die Pforte auf und gaben den Lübecker durch einen hellen Pfiff das Zeichen, herbeizukommen. Inzwischen hatte man die Eingeschlichenen aber auch in der Burg bemerkt, und Herr Schele von Runnendorf eilte mit seinen Leuten herbei, ihnen das Thor wieder abzugewinnen. Die braven Fischer haben sich aber tapfer gewehrt, bis die Lübecker eindrangen und sich der Burg

bemächtigten. Schele von Nunnendorf wurde aufgehängt, das Schloß bis auf den Grund zerstört; Fürst Johann von Mecklenburg gab überdies das Privilegium, daß auch in seinem Lande von Dassow bis Grevismühlen kein Schloß gebaut werden dürfe. Die Gothmunder Fischer erhielten aber das Recht, allein auf dem Dassower See bis zur Brücke zu fischen; ingleichen sollte ihnen das Gras auf der Insel zufallen, d. h. sofern sie es in Einer Nacht, wie sie die Burg in Einer Nacht gewonnen, fortschafften. Würden sie bei Tagesanbruch noch dabei betroffen, so sollten sie ein Faß Bier büßen. So wird bis auf den heutigen Tag noch das Gras auf der Insel von den Gothmundern in Einer Nacht gemäht und des folgenden Tages zu Dassow verkauft und — vertrunken.

V.

Der seltsam entdeckte Mord.

Ingleichen geschah es, daß eines Abends mehre Bürger in ihrer Trinkstube, wie sie damals Amts- (Betriebs-), oder Quartiers-

Genossen *) zusammen zu haben pflegten, beim Biere saßen und unter anderem Gerede, was grad' in der Stadt umging, auch auf den Spuck, so sich jetzt allnächtlich am Hochgerichte zeigen sollte, zu sprechen kamen. Die Magd, welche zur Bedienung ab und zu lief, lachte, als sie das hörte. Da hielt sie einer der Gäste fest und fragte: Ob ihr nicht auch graue vor solchen Historien? „Nein, sprach die Magd, wer den Herrn im Herzen trägt, dem kann der Teufel nichts anhaben!“ Alle wunderten sich über diese kühne Rede; ein wohlhabender Mann, der zugegen war, meinte aber lächelnd, er möge wohl ein gut Stück Geld wetten, daß die That hinter der Rede zurück bleiben werde. „Gut, sprach die Magd, Meister Radewasch, haltet die Wette nur getrost dagegen, ich werde mich um zehn Uhr, wenn der Schinder ausgelassen wird, mit durch's Thor schleichen und ein Kreuz an das Hochgericht mit Kreide malen, daß Ihr's morgen finden könnt! —“ Meister Radewasch, noch jung und arm, freite nämlich

---

*) Wesentlich war bei solchen Brüderschaften aller Art, daß auf Gesammtunkosten für verstorbene Brüder Messe gelesen wurde; doch wurden auch verarmte Brüder aus der Kasse unterstützt und sonst Almosen gegeben u. dgl.

ſchon lange um die Magd, aber es fehlte am Beſten, um ſich einzurichten. Er wollte zwar jetzt noch Einwendungen machen, aber die Magd hatte ſchon ihr Regentuch umgenommen und harrte nur, bis die Wette abgeſchloſſen war, dann eilte ſie fort, um, wie ſie geſagt hatte, aus der Stadt zu kommen.

Vor dem Thore fuhr der Schinder rechts ſeiner Wege, nachdem er verſprochen hatte, nachher am Thore auf ſie zu harren; ſie gehet aber, leiſe ein Gebet vor ſich ſprechend, dem Hochgerichte zu. Als ſie nun am ſteinernen Kreuze ſchon vorbei iſt und ſich dem Hochgerichte nähert, ſieht ſie, daß in der Nähe deſſelben ein ſchwarzes Roß angebunden ſteht, ſie läßt ſich das aber nicht anfechten, ſondern tritt hinzu und ſchreibt ihr Kreuz an das Gebälk; da höret ſie in dem Holze, welches zu der Zeit noch bis hierher ging, ein klägliches Rufen und eine Frauenſtimme ſpricht: „Ach, lieber Herr, nehmt all mein Geſchmeide, ich will Euch ja gern folgen, wohin Ihr wollt, nur ſchonet meines jungen Lebens! —“ Die Magd überfiel ein Grauen; raſch neſtelte ſie das Roß los, ſchwang ſich hinauf und jagte zur Stadt, wo der Schinder ſie wieder mit durch's Thor nahm. Unverzüglich ging ſie dann zum Hauſe

des Bürgermeisters und berichtete dem, was sie gehört hatte. Des anderen Morgens wurde das Roß von einem Stalljungen durch alle Straßen geführt, zwei Stadtknechte gingen aber in einiger Entfernung hinterher, um aufzumerken, ob Jemand das Pferd kenne.

Endlich, als sie über den Pferdemarkt kommen, da stehet vor dem Eckhause der Marksgrube ein Mann, wie ein Ritter angethan, der spricht für sich, als er das Roß erblicket: „Ja, gehst du dort! Ich hab dich wohl ehe gekannt, jetzt kenn' ich dich nicht mehr!“ — und gehet wieder in das Haus.

Nun bleibt der eine Stadtknecht vor der Thüre als Wache stehen, der andere eilt auf das Rathshaus, den Herren anzusagen, was geschehen. Alsobald wird der Büttel nach dem Ritter ausgesandt. Anfangs leugnete er hartnäckig seine Schuld; da wurde das Barrecht gehalten an der Leiche der Erschlagenen, und als er die Hand auf ihren Leib legte, sich durch einen bösen Meineid zu reinigen, brachen die Wunden, so er geschlagen hatte, auf, und das Blut floß über seine Kleider. Darüber erschrack er sehr, und als er sah, daß seine Missethat erkannt war, gestand er, von seinem

bösen Gewissen gequält: Er hätte ein schönes, reiches, mecklenburgisches Fräulein durch eitle Liebesschwüre mit ihm zu fliehen verleitet und dann selbiges, zugleich um der Rache ihrer Verwandten zu entgehen und ihres Geschmeides habhaft zu werden, im Schwerin ermordet.

Darauf ist der Ritter nach Recht und Urtheil mit dem Schwerte gerichtet, und sein Leib auf das Rad geflochten. Den Leichnam des Fräuleins fand man, wo jetzt noch von dem, sonst dort herum ausgerodeten Holze dreizehn Bäume auf dem Felde stehen. Sie ist zu St. Catharinen bestattet. Die Magd hat aber das Geld für die Wette empfangen und ist so des Meister Kadewasch Eheweib geworden.

VI.

Meister Stephan und der Teufel.

Vor Alters lebte zu Lübeck ein Maler, Meister Stephan mit Namen, der war nicht nur weit und breit berühmt, durch seine herrlichen Kirchenbilder aus dem Leben des Herrn und seiner lieben Heiligen und durch die vielen Conterfeie, so er von einzelnen Privatpersonen angefertigt hatte, auch sein häusliches Leben mit seiner schönen,

jungen Frau war so musterhaft, daß man ihn allgemein als den gottesfürchtigsten Mann pries. Dabei war er aber doch kein Kopfhänger und langhaariger Narr, sondern wenn er morgens um 10 Uhr zum Frühimbiß und Gläschen Wein und Abends nach gethaner Arbeit zum Bier auf die Brüderstube derer Schilderer von Lübeck kam, da gab's keinen lustigeren Gesellen als ihn, mit tausend Schwänken und Schnurren zu erzählen und zu singen und gelegentlich, wenn's ging, auch selbst zu vollbringen.

Um so nur Eines, als Beispiel von der Art und Weise, wie er's gern mich mit seinen Possen, zu erzählen. Eines Morgens fuhr ihm ein Bauer aus Padelügge ein Fuder Brennholz vor die Thüre und Meister Stephan wußte, daß dieser Bauer, ein großer, starker Mann, sich auf eine Weise von seiner kleinen, zudlichen Frau enjoniren lasse, daß es eine Schimpf und Schande war für alle Männer, die im lieben Ehejoch gehen und ein böses Beispiel für alle Frauen. Drum dachte er nun Eins anzuhängen und zugleich wo möglich wieder zu Regiment im Hause zu verhelfen, denn so oft er ihn ermahnt hatte, es nur einmal zu probiren und seiner Frau die Hosen wieder zu nehmen, dann würde es in aller Zukunft gut

geben, der Bauer war schon so gewohnt das Regiment seiner Frau, daß er sich nicht ermannen konnte.

Als nun der Bauer an jenem Morgen sein Holz abgeladen hatte und zum Meister Stephan hinauf ging, um sich seine Bezahlung zu holen, da fand er den Maler, wie zufällig, mit seiner Frau beim Morgenimbiß. Butter und Käse, Speck und Wurst stand auf dem Tische, dazu hatte sich der Meister eine Flasche von einem feurigen, spanischen Weine aus dem Keller geholt, den ihm ein reicher, auf Spanien handelnder Kaufherr für ein wohlgetroffenes Portrait verehrt. Dazu fehlte es auch nicht an ächtem Genever und Kümmelbrod. Der Maler heißt den Bauern hinsitzen und sich etwas vernüchtern an Speis und Trank, schenkt ihm zuerst fleißig von dem Branntwein ein und als der Bauer meint, das Zeug wäre doch gar zu stark, spricht Meister Stephan: Aha ich weiß, Ihr fürchtet Euch vor Eurem Rippstück, wenn Ihr so etwas halb sieben nach Hause kämet. Na, seht, da habe ich ein ganz mildes Getränk, es ist nur süß und lieblich, und nun bringt er ihm den großen Silberpokal (auch ein Ehrengeschenk für eine wohlgelungene Schilderei von einem reichen Grafen) voll von dem

ſpaniſchen Weine zu. Und der Bauer vermißt ſich mit gräulichem Fluchen und Schwören: ſeine Frau ſollte ihm nur ein ſchiefes Geſicht ziehen, wenn er luſtig nach Hauſe käme, der würde er den Kopf waſchen u. ſ. w. (wie ſo die Männer außer Hauſe zu prahlen pflegen, die daheim unter dem Pantoffel ſtehen) und bald ſpürt der Bauer doch, daß es ihm zu wirbeln anfängt im Kopfe, und er trinkt immer mehr, um dem Meiſter Stephan das Gegentheil zu beweiſen, in Wahrheit aber, um ſich Muth zu machen für das Donnerwetter, deſſen er ſich ſchon von Seiten ſeiner Ehehälfte verſieht, bis er endlich wirklich betrunken wird und in dem Großvaterſtuhle einſchläft.

Nun verſchließt der Maler die Fenſterläden, zündet Licht an und er und ſeine Frau kleiden ſich, als ob ſie gerade Schlafen gehen wollten. Einige leere Schüſſeln, wie wenn eben das Nachteſſen beendigt wäre, werden auf den Tiſch geſtellt, das Abendſegenbuch dabei gelegt und nun weckt er den Bauer wieder mit vieler Mühe und ſpricht: „Gevatter, wacht doch endlich auf, Ihr habt mit einen geſunden Schlaf, wenn ihr noch nach Hauſe wollt, jetzt iſt's höchſte Zeit. Den ganzen Tag über waret Ihr nicht zu ermuntern, eben hat's

auf St. Petri neun geschlagen.“ Und in der That schlug es neun, aber neun in der Früh. Der Bauer, noch immer schwer im Kopfe, ermuntert sich mit Mühe, und glaubt wirklich, es sei Nacht. „Ja, fährt der Maler fort, wenn's nicht wäre, wegen Eurer Frau, so würde ich sprechen, bleibt bei mir, ich will Euch eine Streu daher machen und Ihr schlieset Euren Rausch aus und führet Morgen bei guter Zeit nach Hause. Die Nacht ist keines Menschen Freund und die Wege sind schlecht. Aber ich will Euch nicht zureden, denn Eure Frau! — na, ich will nicht Schuld sein, wenn sie Euch wieder einmal!“ und damit machte er eine Bewegung mit der Hand, wie wenn man Jemand schlägt.

„Hoho! spricht der Bauer, der noch immer schwer im Kopfe war, daß er die Augen kaum aufhalten konnte, und sich wirklich immer mehr vor der Nachhausekunft fürchtete: Wenn weiter nichts ist, als das! Meine Frau muß tanzen, wenn ich pfeife. Wenn ich Euch nicht zu sehr verunlöstigte mit dem Nachtquartier, das Beste wäre es alle Wege.“

Bewahre! ruft der Maler, und zugleich ist ein Strohlager bereitet und der Bauer schläft wieder ein. Nach einer Weile öffnet Meister

Stephan wieder die Fenſter, ſetzt die Warmbier-ſuppe auf den Tiſch, als ob es morgen wäre, und weckt den Bauer von Neuen. Endlich, ſpricht er, müßt Ihr doch ausgeſchlafen haben, geſchwind zieht Euch an, daß Ihr noch vor Mittag nach Hauſe kommt, ſonſt ſchlägt Euch Eure Frau Arm und Bein entzwei.

Der Bauer thut jetzt mit Angſt und Stöhnen, wie ihm geheißen wird, des Malers Frau muß oft hinaus gehn, um nicht laut aufzulachen. Meiſter Stephan fährt aber fort: „Wenn Ihr guten Rath annehmen wollt — ſchlecht, herzlich ſchlecht ergeht's Euch nun doch einmal, alſo fahrt gleich mit einem Himmeldonnerwetter drein, daß Euer Hausdrache gar nicht zu Worte kommen kann, ſchreit nur immer zu, ſo wie heut mach ich's künftig alle Tage, alle Tage, hörſt Du! Da ſollt Ihr ſehen, wie freundlich ſie wird, wenn ſie Ernſt ſieht. Die Weiber ſteigen nur über, wo der Zaun niedrig iſt u. ſ. w.“

„Ja, Meiſter, Ihr habt Recht, das will ich, antwortet der Bauer: Gottes Lohn für Eſſen und Trinken, Zahlung und Nachtquartier!“ und damit trollt er ſich, fährt nach Hauſe, was die Pferde laufen können und rennt zu ſeiner Frau in die

Stube und ruft in heller Wuth, „siehst Du, so mach ich's alle Tage, alle Tage!“

Da die Frau nun sonst gewohnt war, daß ihr Mann, wenn er zur Stadt führe, bis gegen Abend im Wirthshaus hängen blieb und er jetzt schon zu Mittag heimkam, so war sie wirklich sehr freundlich und sagte: „So ist's recht, mich sollte es freuen, wenn Du Wort hieltest und es immer so machtest. Da würden wir uns nie mehr zanken.“

Und der Bauer wunderte sich sehr, was Meister Stephan für ein kluger Mann sei und weil's einmal so gut ablief, hatte er für immer wieder Muth und wieder das Hausregiment gewonnen und noch lange glücklich mit seiner Frau gelebt. Denn als sich die Sache endlich aufklärte, waren sie's schon gewohnt, wie's Recht und Ordnung ist und konnten gar nicht anders.

Aber Meister Stephan, der anderen so gut und lustig zu rathen verstand, sollte auch an sich selbst erfahren, daß man nur recht sicher zu seyn braucht, gleich setzt sich einem der Teufel in den Nacken.

Einiges darnach starb nämlich des Malers junge schöne Frau an einem frühzeitigen Kindbette, der Mann war untröstlich, versicherte tausendmal der Sterbenden, er würde sie nie vergessen

und nie wieder heirathen und die arme Seele komm in's Fegefeuer. Da seufzte und stöhnte sie nun so kläglich, daß es endlich einen der Engel erbarmte, die da schweben zwischen Himmel und Hölle, Erde und Fegefeuer, mit der Waage der ewigen Gerechtigkeit abzuwägen jede Freude und jeden Schmerz hierhin und dorthin. Und er flog hinab zu ihr und fragte die arme Seele was ihr sei?

„Ach, rief sie, ich kann von meinem Manne nicht lassen, weil er mich so lieb hatte noch in meinem letzten Stündlein. Ich muß zu ihm und ihn nur noch einen Augenblick sehen, wenn er sein irdisches Tagewerk noch nicht vollendet hat, und nicht zu mir kann in's Fegefeuer."

„Du arme Seele, sprach der Erzengel, Deiner Bitte kann gewillfahret werden, aber weißt Du nicht, daß Du für solch einen Augenblick neuen Erdenlebens tausend Jahr länger liegen mußt im schmerzlich das Innere säubernden Fegefeuer?"

„Und wenn ich zehntausend Jahre länger in den Flammen liegen sollte, stöhnte die arme Seele, sie sind kühl gegen die Sehnsucht, die mich brennt."

Da führte sie der Engel in Sturmeseile zum Hause ihres Mannes und der Flug schien ihrer Sehnsucht viel zu langsam. — O schreckensvoller

Anblick! — Der Maler hatte eine gute Zeit getrauert und geweint, dann hatte er gesagt, es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Ich bin zu froh und glücklich gewesen mit meiner ersten Frau, sieh da, diese junge Wittwe ist von Gemüth und Leibesgestalt gerade, wie meine erste Frau, ich will sie heirathen und denken, sie wäre es selbst, damit ich meinen alten Frohsinn wieder gewinne. — So sah die arme Seele jetzt eine andere an ihrer Stelle am Tische sitzen und mit ihrem Manne aus Einer Schüssel essen und an ihrer Stelle in ihrem weichen Bettchen schlafen.

Da weinte die arme Seele zwei Thränen, die fielen auf des Malers Stirn und Herz und er fuhr aus dem Schlafe auf und rief: „Gott steh mir bei, mir brennts wie das höllische Feuer in Kopf und Herzen. Ich habe meiner Seligen Trennungsschmerz nicht theilen wollen, jetzt muß ich ihre jenseitige Pein mitfühlen.“

Die arme Seele sprach aber zu dem Erzengel „jetzt führe mich auf tausend Jahre wieder in's Fegefeuer, erlöse aber mit dem kühlen Wehen Deiner Flügel meines Mannes Kopf und Herz von der Pein, die ihm meine Thränen gemacht haben.“

„Du gute Seele, sprach der Erzengel, die

Qualen betrogener Lieb und Treu ſind mehr als tauſend Jahr Fegefeuer. Du haſt genug gelitten. Gehe ein zu den Freuden des Herrn!“ und er öffnete ihr die goldenen Thore des Himmels.

Des Malers zweite Frau ſtarb aber auch im erſten Kindbette und er ſah es an, als eine Strafe des Himmels dafür, daß er ſeiner erſten Frau untreu geworden und tröſtete und erfreute ſich fortan allein an ſeiner lieben Kunſt. Er fuhr jetzt mit doppeltem Eifer fort ſchöne Tafeln aus des Herrn und der Heiligen Leben für die Kirchen und Klöſter zu malen. Es war ſeines Lebens einziges Dichten und Trachten, den Teufel recht abſcheulich zu malen und die Engel recht lieblich, damit ſich in dieſen wilden Zeiten nicht der Menſch von dieſen abwenden und an jenem Gefallen finden möge, der Teufel meinte aber, ſo ſehr er ſich ſonſt fürchtete vor dem Maler, durch deſſen Untreue gegen ſeine Frau habe er Gewalt erhalten über die Seele des Mannes.

Da geſchah es eines Abends um die Dämmerungsſtunde, daß der Maler mit frohem Muthe ſein Tagewerk vollendet hatte und jetzt, ein Lied pfeifend, ſeine Pinſel auswuſch. Auf einmal klopft es ihm auf die Schulter. Er ſchauet ſich um; da ſtehet der Teufel hinter ihm und ſieht ihn recht

höhniſch an, obgleich ſelbiger meinte, er hätte ſein freundlichſtes und einſchmeichelndſtes Geſicht aufgeſtellt. Der Maler, wenn er gleich dieſe Figur ſchon oft abkonterfeit hatte, erſchrack doch, als er den leidigen Satan nun leibhaftig vor ſich ſah, ließ ſich aber nichts vermerken und fragte nach des Herrn Begehr. — Spricht jener: Man ſollt' doch meinen, daß Ihr mich kennet, da Ihr Euch ſo abmühet mit meinem Conterfei, aber freilich, an den greulichen Fratzen ſieht man, daß Ihr mich nicht kennet! — Hoho! ſpricht der Maler, wollt' mir's nur endlich gelingen, den Teufel ſo abſcheulich zu malen, als er an ihm ſelber iſt; dem Ziele bin ich leider noch ferne. — Da thut der Satan gar freundlich: Er wolle ihm große Freundſchaft erweiſen und zu Reichthum und Ehren bringen, dafern er gelobe, ihn künftig auch lieblich, wie die Engel, zu malen, aber der Maler ſchlug ein Kreuz und ſprach: „Satan, weiche von mir!“ Mußte nun zwar der Teufel mit Ingrimm abfahren, ſagte aber noch letztlich: Er werde dem Maler ſchon einen Poſſen ſpielen, daß ihn der Handel reuen möge.

Des andern Morgens, als ſich der Maler durch die ſchöne Frühlingszeit hatte verleiten laſſen, ein weniges hinauszugehen vor das Thor in den

keimenden Wald, kommt der Satan in des Malers Geſtalt auf das Gewandhaus.

Vor vielen Leuten, die ihn gleich erkennen, tritt er zu einem Gewandſchneider, ſo bei dem Maler unlängſt als Gaſt im Quartiere gelegen hatte, und begehrt ein Stück feinen, violetten, niederländiſchen Tuches: „Wegen der Bezahlung möcht' er morgen den Jungen ſenden!“ Darauf trägt der Teufel unſichtbarer Weiſe das Tuch in des Malers Gemach und ſtößt es unter die Bettſtatt.

Am folgenden Tage kommt demnach des Gewandſchneiders Junge und fordert ſein Geld. Der Maler ſpricht gelaſſen, es ſei wohl ein Irrthum, daß er ſeines Herrn Worte nicht recht verſtanden hätte, oder ſonſt fehl gegangen wäre. Als aber der Junge ausruft, er habe ihm ja ſelbſt das Tuch aus der Lade genommen und unter den Mantel geſchoben; er ſolle nur nicht läugnen, das fromme zu nichts, denn es hätten der Zeugen viele umher geſtanden: da wird der Maler zornig und dräuet, er werde ihn ſchlagen mit dem Malſtocke, dafern er nicht gleich ſich fortmache; er wiſſe von keinem Tuch.

Der Junge lief alſobald zu ſeinem Herrn und ſagte ihm an, was der Maler geſprochen hatte.

Der entſetzte ſich, daß bei dem Manne unter ſo frommen Mienen ſo große Tücke verborgen ſei und ging vor die Herren.

Alſobald kommt einer von denen mit den Stadtdienern in des Malers Wohnung, und als der Maler auch jetzt noch abläugnet, ſuchen ſie in allen Winkeln und finden bald das Tuch unter dem Bette. Da wird der fromme Mann in Ketten und Banden gethan und vor die Herren auf das Haus geführt. Er war ſehr erſchrecken ob der böſen Hinterliſt, weil er ſahe, daß alles auf das Offenbarſte wider ihn zeuge, und antwortete deshalb, was man ihn auch fragte: „Das hat mir der leidige Gott ſei bei uns ſelber angethan; der Herr und alle Heiligen mögen mich aus dieſer ſchweren Noth erretten u. ſ. w.“ Als man ihn aber auf die Reckebank ſpannte, hat er lange inbrünſtig gebetet, endlich aber der großen Pein nicht widerſtehen können und ſich zu der Schuld bekannt. Darnach iſt er zum Strange verurtheilt, wie es dermalen auch bei kleineren Diebſtählen für Mannsleute Rechtens war; Frauen wurden, dieſer Schuld überführt, lebendig unter dem Galgen begraben.

Am Mittage, als ſein Urtheil geſprochen war und er des anderen Tages gerichtet werden ſollte,

brachte ihm der Frohn ein Huhn mit einem Schnürchen um den Hals und führte allerlei kurzweilige Reden, wie es des Meister Hämmerlings Gewohnheit war. Der arme Maler konnt' aber nicht über die Späße lachen und keinen Bissen hinabbringen, so schnürte ihm die Angst die Kehle zu. Er begehrte nur nach einem Priester; Einiges darnach tritt auch wirklich ein Mönch zu ihm in das Gemach. Da fällt der Maler auf die Knie; als er aber aufblickt, hat der Mönch die Kapuze zurückgeschlagen und er siehet des Satans Angesicht.

Der Maler erhebt sich nun rasch vom Boden, der Teufel spricht aber: „So Du eher vor mir gekniet hättest, brauchtest Du jetzt nicht des Leibes und Lebens verlustig zu gehen. Doch will ich Dich auch jetzt noch retten aus aller Noth, wenn Du mein sein willst dort drüben!“ Der Maler antwortet: „Besser, daß ich des Leibes verlustig gehe und die Seele rette, als daß beide dahin fahren in die ewige Verdammniß.“ Spricht der Teufel: „Du grimmige Seele, so will ich Dir nichts anhaben, als daß Du mich hinfüro, wo Du mich malest, so heilig malest, als Dir nur immer gelingen möge; dann will ich mich für Dich hängen lassen.“ Der Maler bedenkt sich ein Weilchen und spricht dann: „Ja!“ — Alsobald

fallen ihm die Ketten von Händen und Füßen, und der Teufel sitzt gefesselt in seiner Gestalt auf dem Arm-Sünder-Stroh. Satan spricht, indem er ihn überstreicht: „Da hast Du Deine frühere Gestalt, und daß Dir alle Pforten offen stehen und Dich Niemand zu sehen vermag. Jetzt geh nach Hause und halt' Dich fein ruhig bis morgen auf den Nachmittag." Also thut der Maler.

Der Teufel wurde aber des andern Tages hinausgeführt und in den lichten Galgen hineingehängt, schnitt aber so greuliche Grimassen wohl eine Stunde lang, daß sich alles Volk entsetzte und nach Hause lief.

Am Nachmittage geht der Maler auf den Markt, sich was einzukaufen, denn ihn hungerte. Da entstand ein großes Zusammenlaufen und alle sprachen: „Ist das nicht der Maler, so heut Morgen gehängt ist?" und konnten die Stupwächter keine Ordnung halten und der Maler nicht seinen Einkauf bestellen.

Endlich wurde es den Herren auf dem Rathshause berichtet. Sie ließen den Maler vor sich bringen, und er erzählte alles nach der Reihe, wie es sich zugetragen hatte, der Wahrheit gemäß. Darnach hießen die Herren ihn abtreten und schickten den Frohn hinaus nach dem Hoch-

gerichte. Die Kleider hingen noch am Galgen, aber halbverbrannt, und in demselben steckte nichts als Asche. Da wurde der Maler frei gesprochen und vom Volke im Triumphe nach Hause geführt; noch lange sprach man weit und breit: Zu Lübeck schont man keinen nicht, und hängt sobald den Teufel, als die Menschen.

Noch im Jahre 1600 sah man in der Domkirche ein Bild, welches der Maler nach dieser Begebenheit gemalt hat. Ein böser Geizhals war im Verscheiden abkonterfeiet. Die Engel weinten und der Teufel schob die Seele des Geizigen in seinen Sack, doch war derselbe angethan mit dreifacher Krone und Cingulum, wie ein Papst. Darunter stand:

Hanc animam posco
Quam plenam criminibus noseo,

das heißt:

Die Seele ihr mir lassen müßt,
Weil sie voll schwerer Sünden ist.

VII.

Die Knochenhauer-Verschwörung.

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts begann in fast allen Städten der Kampf der Handwerker

mit den Geschlechtern und Kaufleuten um gleiche Berechtigung. So schon 1375 in Braunschweig, wo die Häuser der Rathsherren zerstört, mehre getödtet und der alte Bürgermeister Tylo vom Damm auf dem Markte enthauptet wurde. Die Hansa machte es nun zu ihrer Angelegenheit, das Ansehen des aus den Geschlechtern gewählten Rathes aufrecht zu erhalten und so wurde zunächst Braunschweig durch Ausschließung aus dem Bunde zur Wiederherstellung der alten Ordnung gezwungen. Zehn Abgeordnete jener Stadt mußten am 13. August 1381 hier baarfuß, in wollenen Kleidern, Bußkerzen in den Händen, vom Dome auf das Rathhaus ziehen und vor den damals hier versammelten Abgeordneten der Hansastädte Abbitte thun. Darnach nahm man sie wieder in den Bund auf.

Dieser Vergleich, wenn er schon jetzt vier Jahre hindurch äußerlich Ruhe schaffte, hatte doch zu Nichts gedient, als daß die lübeckischen Knochenhauer*) einsahen, ihre Partei sei zu schwach, um allein mit Gewalt etwas auszurichten. Heinrich, der Paternostermacher (Bernsteindreher; meist sehr wohlhabende Leute), welcher schon seit zehn

*) Fleischer.

Jahren im Stillen den Aufstand vorbereitet und die Leute auf ihre geringe Berechtigung aufmerksam gemacht hatte, knüpfte jetzt bis 1384 Verbindungen mit holsteinischen Edelleuten an. Gottschalk und Detlev Gudendorp warben eine tüchtige Schaar Raubritter und fahrender Kriegsleute. Der Knochenhauer Geschäft hatte sie beim Viehkaufe mit den Leuten bekannt gemacht und erlaubte ihnen auch jetzt, ohne Verdacht zu erregen, häufig zu denselben hinaus zu reiten. Von den Rittern war aber mancher durch die Streifzüge der lübeckischen Bürger von Haus und Hof getrieben, manchem waren Verwandte zu Lübeck hingerichtet, allen schien die Aussicht auf die Plünderung der reichen Stadt höchst willkommen. Die Hauptgenossen Paternostermakers in der Stadt waren Arnold von Söst, ein Buntmacher, Hans Kalefeld und Herrmann von Minden, Bäcker, Göcke Wittenborg, Arend Springe und Herrmann von der Wisch, Knochenhauer. Häufig wurden Zusammenkünfte der hiesigen Verschworenen im Hause des Arnold von Söst auf dem Klingenberge, und draußen beim Riesebusch mit den Edelleuten gehalten. Man hatte letzteren Schlüssel zu den Stadtthoren u. s. w. gebracht. Weil man im Falle eines Aufruhres

mit Sicherheit auf die Hülfe der Handwerker rechnen konnte, war die Zahl der eigentlich Verschworenen nur klein; deshalb, und weil Jeder Seel' und Leib in die ewige Verdammniß hatte verschwören müssen, daß er die Sache keinem Menschen sage, glaubte man vor jeder Entdeckung sicher zu sein. Jetzt zog man noch vierzig Knochenhauer unter gleichem Gelöbnisse mit in das Complott. Am Lampertustage (Sonnabend den 17. September) 1384, um 9 Uhr in der Früh', sollte der Aufruhr beginnen. Den städtischen Verschworenen war als Zusammenkunftsort der Krug bei der alten Fähre bestimmt. Zuerst wollten sie das Haus des Arnold von Söst in Flammen setzen, damit hierdurch die Einwohner herbeigezogen würden und zugleich die in der Nacht beim Riesebusch versammelten Edelleute ein Zeichen hätten, zur rechten Zeit in die Stadt einzubrechen. Die Vierzig sollten alsdann den auf dem Rathshause versammelten Rath überfallen und umbringen, während die anderen Verschworenen an der Spitze der Amtsgenossen theils die Edelleute einlassen, theils über die Häuser derer von den Geschlechtern und sonstiger reichen Leute herfallen und selbige ausplündern sollten.

Am Lampertusabende (16. September) gingen

die Herren zur gewöhnlichen Zeit, ohne die nahe Gefahr zu ahnen, auf das Rathshaus. Da kam vor das Haus des Bürgermeisters Johann Perſevale (Königsſtraße Nr. 642.) ein holſteiniſcher Knappe geritten und verlangte den Herrn zu ſprechen. Man ſagte ihm, der Bürgermeiſter wäre auf dem Rathshauſe. „Ja, ſprach er, könnten ſie was Gutes rathen, es iſt heut' hohe Zeit!“ Es war Einer der von den Gutenkorpern Angeworbenen, dem trotz ſeines Eides das Gewiſſen ſchlug. Nach einer Weile fragt er weiter: „Ob keines der Kinder Herrn Perſevale's zur Hand wäre?“ — Da kam der älteſte, ſchon erwachſene Sohn zu ihm heraus. Der Reitersmann ſprach: „Viel lieber hätt' ich mit Deinem Vater geredet, doch da ich ihn nicht finde, bin ich auch mit Dir zufrieden. Ich bin aber raſch geritten, gieb mir doch erſt zu trinken.“ Der Sohn ließ ihm ein Glas Bier reichen. Zu dieſem ſprach nun der Fremde, nachdem er es ausgetrunken: „Dir Glas und keinem Menſchen ſage ich, daß, wenn man der Sache nicht bald Rath findet, dem Unglücke zu wehren, morgen um 9 Uhr der Rath und alle Verwandte deſſelben ermordet ſind, denn Lübeck iſt innen voll Verräther, ohne die, welche draußen auch ſchon bereit ſind!“ — Als er ſo

gesprochen, warf er sein Pferd herum, schleuderte das Glas an die Wand und sprengte mit solcher Hast zum Thore hinaus, daß ein Hufeisen seines Pferdes an den Erker des Nachbarhauses flog, wo es noch eingemauert zu sehen ist. Des Reiters Steinbild findet sich gleichfalls noch an Persevale's Hause.

Der Sohn des Bürgermeisters eilte nun sogleich auf das Rathshaus, um den Herren anzusagen, was er gehört hatte. Alle geriethen in höchsten Schrecken, als man so die Gefahr, aber noch nicht den Feind sah. In der Stille wurden alle nur möglichen Vorkehrungen getroffen. Den Anhängern des Rathes wurde angesagt, sich die Nacht hindurch unter Waffen zu halten. Vom Rathe selbst sollte abwechselnd ein Theil während der Nacht in voller Wappnung durch die Straßen reiten, indeß ein anderer Theil im Rathshause versammelt blieb. Die zur Straßenwacht Bestimmten besetzten zunächst die Thore mit zuverlässigen Leuten und besichtigten die Riegel und Schlösser derselben. Man fand hier mancherlei Verdächtiges, ohne auf eine bestimmte Spur zu kommen; eben so wenig zeigte sich beim Patrouilliren bis gegen Morgen etwas Auffälliges. Schon wollen sie über den Klingenberg nach Hause reiten,

da erwacht der Bäcker Hans Kalefeld von dem Pferdegetrappel, ſpringt an das Fenſter, und da er die Herren in der Dämmerung wohl erkennt, ruft er aus: „O dure Blot, hir is to lange, to lange geſlapen!“ — Zu gleicher Zeit, als die Rathsherren dieſes bemerkten, hörten ſie auch im nahen Hauſe Heinrich Paternoſtermakers Waffengeräuſch. Unverzüglich drangen ſie in beide Häuſer ein und brachten den Bäcker und den Bernſteindreher auf die Frohnerei. Paternoſtermaker, welcher jede Antwort verweigerte, wurde in einen Keller geworfen, wobei er, da derſelbe keine Treppe hatte, umkam; nach anderen Nachrichten ſoll er ſich ſelbſt erdroſſelt haben. Sein Leichnam wurde ſpäter geviertheilt und auf's Rad gelegt. Hans Kalefeld hatte nämlich auf der Tortur alle Mitſchuldigen genannt, und zugleich berichteten am Morgen die zur Stadt kommenden Bauern, daß ſie im Rieſebuſch eine Schaar holſteiniſcher Reiter geſehen hätten. Einige tüchtige Schüſſe von der Mauer meldeten den Gutendorpern, als ſie, obgleich das Brandzeichen ausblieb, doch an's Thor kamen, daß die Verſchwörung entdeckt ſei, ſie mithin ſich eiligſt fortzumachen hätten. Der Rath ließ inzwiſchen alle, auch die entfernteſten Mitwiſſer und Zugethanen des geſetz-

widrigen Bündnisses verhaften. Nur zwei der Hauptverschwörer, Arnold von Söst und Gödeke Wittenborg, entkamen glücklich aus der Stadt. Von den Anderen, die man verhaftete, mochte mancher meinen, seine Schuld sei nicht so groß, daß ihm dieses bevorstände. Tag ein Tag aus wurde nun gehängt, geköpft, gerädert, geviertheilt; Vornehme ließ man, aus Rücksicht gegen die Familie, im Gefängnisse erdrosseln, denn die Familien der Hingerichteten wurden sonst aus der Stadt gejagt und ihre Güter eingezogen. Selbst als die, während des ganzen Sommers abwesenden Schonenfahrer heimkehrten, wurde mancher derselben schuldig befunden und gerichtet. Endlich schien es den damaligen, aus den Rathsherren erwählten Blutrichtern, Herrmann Lange und Thomas Murkerke, doch zu viel des Blutes zu werden; sie ließen daher ausrufen, wer sich noch schuldig wisse, der solle bei Sonnenschein ungehindert die Stadt verlassen dürfen. Am andern Tage wurden Viele in der Stadt vermißt und Manche, die noch auf Reisen waren, kamen nicht wieder heim. Der Knochenhauer waren so viele gerichtet, daß künftig nur zwei Reihen Litte, statt der früheren vier (im alten Schrangen) blieben. Das Amt wurde neu errichtet, mit neuen

Privilegien, nach Aufhebung aller alten, verſehen, und zwar die zuläſſige Zahl der Genoſſen nur auf die Hälfte von früher feſtgeſetzt. Alle Aemter mußten auf's Neue dem Rathe Treue ſchwören. Detlev Budendorp, welcher noch lange die lübeckiſchen Dörfer geplündert, ja, eine gegen ihn geſandte Reiterſchaar in einen Hinterhalt gelockt und niedergemacht hatte, wurde erſt neun Jahre ſpäter in einem Dorfe unfern der Stadt von lübeckiſchen Söldnern erſchlagen.

VIII.

Eine feine Hiſtoria von den Mönchen zu St. Johannis und den Schifferweibern.

Eines der reichſten, aber auch üppigſten Klöſter im ganzen Norden, war das St. Johannisklooſter zu Lübeck.

Anfänglich war es halb mit Nonnen, halb mit Mönchen beſetzt geweſen; das hatte aber nicht gut gethan, weshalb man die Nonnen nach und nach ausſterben ließ. Es verlautete nun zwar ſchon längſt in der Stadt, daß die Mönche allerlei trieben, ſo ihnen der heilige Benedikt nicht vorgeſchrieben hätte, aber wo kein Kläger iſt, iſt auch kein Richter. Da geſchah es, daß Einer von

den Schiffern im Herbſte des Jahres 1245 unerwartet früh nach Hauſe kam. Obſchon es nun Nacht war, als er zu Travemünde anlangte, ſo ließ das Verlangen, ſeine junge, hübſche Frau wieder zu ſehen, ihm doch keine Ruhe, und er wanderte alſobald nach der Stadt herauf. Der Morgen graute, als er vor ſein Haus kam, er pocht an; als aber die Magd ihm öffnet und ein eigen verwundert Geſicht macht, fragt er haſtig nach ſeiner Frau. Die Magd antwortet: „Sie ſei am Abend zu einer kranken Gevatterin gebolt!“ Da geht der Schiffer in ſein Kämmerlein, thut ſeinen Mantel ab und legt ſich ſchlafen. Einiges darnach kommt die Frau auch heim und beſtätigt der Magd Ausſage. Der Schiffer ſchließt voll Freude, ſie wieder zu ſehen, ſein liebes Ehegeſponſt zärtlichſt in ſeine Arme. Da geſchieht es, daß ſich ihr die Haube verſchiebt und der Mann ſiehet mit Schrecken, daß ihr die Tonſur geſchoren iſt. Nun wurden ihm die Augen wohl ſehr weit, ſie erſchrickt aber dermaßen, daß ſie, ſo viel er frägt, kein ſterbend Wörtlein vorbringen kann, bis der Mann endlich in höchſter Wuth ſein Handbeil von der Wand reißt und ruft: „Er werde ihr den Kopf weghauen, wofern ſie ihm nicht Rede und Antwort gebe!“ Da fällt

ſie jammernd und weinend auf die Kniee und bittet, er ſolle ihr kein Leides anthun, ſie wolle ihm auch alles geſtehen. Die Mönche zu St. Johannis hätten ſie und noch viele andere Weiber aus der Stadt anfangs mit gar frommen, freundlichen Worten verlockt, in das Kloſter zu kommen. Als ſie aber die wahre Abſicht entdeckt, habe ſie ſich davon thun wollen, aber die anderen, gottloſen Weiber hätten ſie, weil ſie einmal darum gewußt, zu ſolchem Handel nun ferner noch beredet und genöthigt, unter Androhung, ſonſt zu Schande gemacht und in Krankheit verderbt zu werden. Im Kloſter ſei ein Mönch, welcher ſich auf das Bartſcheeren verſtände, der hätte ihr und den Frauen, wie ſie ſelbige nun alle mit Namen nennet, die Tonſur geſchoren, damit ſie Abends in einem Mönchskleide unerkannt in das Kloſter eingehen könnten."

Als der Schiffer ſo alles vernommen hat, ſpricht er, er wolle es ihr verzeihen, wenn ſie ihm bei ihrer höchſten Seligkeit gelobe, künftig fein ordentlich zu leben und keinem Menſchen ein Wort davon zu ſagen, daß er jetzt darum wüßte. Dieſes verſpricht die Frau, und der Schiffer wartet nun geruhig, bis alle Seeleute nach und nach heimgekommen, ihre Güter ausgeſchifft und ſonſtige

Angelegenheiten geordnet und beſchicket haben. Darnach beredet er ſie, ſich alle mit einander nach ſo viel Sorg und Mühe einen luſtigen Tag auf den Fiſcherbuden zu machen. Alſo findet ſich am beſtimmten Tage jeder mit ſeinem Weibe dort ein, und ging's mit Schmauſen, Trinken und Singen gar fröhlich zu bis nach der Mahlzeit, da man Gott gedanket und einander die Hand geboten hat.

Nun tritt der Schiffer vor und ſpricht laut, daß alle es vernehmen können: „Günſtige, liebe Maats und Schiffer, ich thue mich zum freundlichſten bedanken, daß Ihr auf mein Anregen und Fordern anher gekommen ſeid, Euch mit mir einen luſtigen Tag zu machen; habe ich Euch ja auch verſprochen und gelobet, eine Kurzweil anzuſtellen, daß Ihr Euch nicht genug ſolltet erluſtiren und verwundern können. Deshalb iſt nun abermal mein freundlich Begehren, daß Ihr ſollt Alle und ein Jeder mir nach einen Tanz thun, ein Jeglicher mit ſeiner Frauen, und ſoll keiner mehr, oder weniger thun, als er ſiehet, daß ich mit meiner Frauen vortanze. Wer dawider fehlet, der ſoll das ganze Gelag allein zahlen!“ Sie ſprachen alle: ja! Darauf winket der Schiffer den Spielleuten, fein ordentlich aufzuſpielen, und ſtellet ſich mit ſeiner Frauen zum Tanz und

capriolet mit ihr bald rechts, bald links durch den Saal, und die andern kommen ihm mit lautem Lachen nachgetanzet. Darauf spricht er: „Jetzt, lieben Freunde, merket auf, nun kommt das Beste!“ und damit ziehet er seiner Frauen die Haube ab und schiebt selbige unter sein Wamms, und als ihm alle solches nachthun, befindet ein Jeder seine Frau in Gastalt eines Mönchen. —

Die Weiber mußten sich nun wieder an die Tafel setzen, und war ihnen allen auf einmal das Lachen vergangen. Die Männer schlossen aber einen Ring, und vor Fluchen und Drohen konnte man kaum verstehen, was der Schiffer berichtete. Darnach gingen alle heim und brachten ihre Frauen in strengen Verwahrsam. Des andern Morgens wollten sie die Mönche bei der Hora überfallen und alle mit einander umbringen. Es muß aber doch einem der Weiber geglückt sein, Botschaft in's Kloster zu senden von der drohenden Gefahr, denn als die Schiffer in der Früh kamen, waren die Mönche mit Allem, was sie nur mitschleppen konnten, nach Cismar entflohen und die erzürnten Ehemänner konnten nur ihre Wuth an den reichen Vorräthen von Speise und Trank auslassen.

Anhang.

Geschlechtersagen.

Viel edle Geschlecht sindstu darein,
Der Nahme jetzt gar vergessen sein.
Doch zeigen ihre Wappen klarlich an,
Daß sie gewesen adliche Mann,
Geflogen han der Ritterschaft.
Uns nicht mit solchen handeln behaft
Wie sich nun etliche thun befleißen,
Mit Wucher, Schinden, an sich reißen;
Viel der Bürger Gut, Schweiß und Blut
Saugen sie aus und bringen in Armuth.

Es gab eine Zeit, wo diese Patrizier, ursprünglich als fast alleinige Grundbesitzer und Abkömmlinge der ersten Gründer der Stadt, auch fast allein mit dem Vollbürgerrechte begabt, der Stolz, Ruhm und Schutz Lübeck's waren. Es waren schon andere Zeiten, als Kaiser Karl IV. sprach: „Die alten Register der Kaiser weisen nach, daß Rom, Florenz, Pisa, Venedig und

Lübeck ſind die fünf Städte, denen der Name der Herrſchaft iſt gegeben, daß ſie mögen gehen in des Kaiſers Rath, wo ſie ſind, da der Kaiſer iſt;" als Aeneas Sylvius Piccolomini bemerkte: Anderer Orten gingen die reichsſtädtiſchen Rathsleute auch prunkend einher, aber ſo viel Gold und Stolz, als an „den Herren" zu Lübeck, ſehe man nirgends. Jahrhunderte hindurch erneuerte ſich dann immer wieder der Kampf der Bürger mit ihren Herren, faſt ſtets nur durch des Kaiſers Dazwiſchenkunft zu Gunſten der letzteren entſchieden, bis endlich das ſiebzehnte Jahrhundert die Grundlage wahrer Bürgerfreiheit brachte und das bis dahin äußerlich immer noch ſich ſteigernde, prunkhafte Auftreten der Geſchlechter vom innerſten Lebenskeime aus angriff.

Die Herren begaben ſich zum großen Nachtheile der Stadt mit ihren Gütern unter däniſche Oberhoheit. Die Mummenſahrten und ſonſtigen Faſtnachtsſpiele und Hochzeitsfeſte auf dem Gildenhauſe, die glänzenden Bankette und Turniere, die Auszüge reich geſchmückter Junker und Damen hoch zu Roß, oder im Schlitten hinaus nach der Olausburg, alle die Herrlichkeiten hörten auf, aber Lübeck hatte auch aufgehört, eine nordiſche Macht zu ſein. Jetzt ſind ſchon mehre

Jahrzehnte seit dem Aussterben und Fortziehen der letzten patrizischen Familien und sofort anderweitigen Benutzung des Gildenhauses der Zirkler (so nannten sie sich nach ihrem Abzeichen) verflossen.

Aus der grossen Zahl bedeutender Persönlichkeiten, welche sich nach der Erinnerung des Volkes im Vordergrunde dieses farbenreichen Gemäldes bewegen, will ich hier vier herausheben.

1. Herr Alexander Soltwedel, der Vorkämpfer in dem siegreichen Streite für die Freiheit, welche das Reich zwar zu verbriefen, aber nicht gegen das noch hochgewaltige Dänenreich zu erkämpfen und zu schützen vermocht hatte.

2. Herr Antonius Porrade, aus der blühendsten Zeit unserer Stadt. Obgleich sie, um ihre drückenden Privilegien in den nordischen Reichen gegen die murrenden Eingebornen und die Sicherheit des Verkehrs gegen See- und Landräuber aufrecht zu erhalten, fast beständig in Kriege verwickelt war, kannten doch noch Recken, wie dieser Antonius, aus Mangel an Kampf daheim, abenteuernd durch die Lande ziehen.

3. Herr Hans Holm, ein ehrlicher, handfester Krautjunker im Dienste der reichen Herrn zu Lübeck, deren Leib das Wohlleben schon zu

zart gemacht hatte, um den Druck der Waffen zu ertragen.

Endlich 4. Junker Wichold von Sverin, welcher, ein Spielball der ersten besten Betrüger, Schlemmer und Irrsinnigen, all sein Hab und Gut verprahte und, ein Spott der Buben, im Elende starb.

Vielleicht findet sich später noch einmal Gelegenheit zu Berichten von den Herrn von Crispin, welche, zur Belohnung für ihre Thaten auf den Kreuzzügen, mit Land und Leuten begabt, unabhängige Dynasten auf einer der griechischen Inseln wurden; oder vom Reinaert von Calven, welcher den eigenen, unschuldigen Sohn zum Tode verurtheilte, weil er durch Uebereilung dem Gesetze verfallen war; oder vom alten Herrn von Darßouwen, welcher sich Anfangs bescheiden mit seinem weißen Haare entschuldigte und dann einen Herzog und neun Ritter vom Gaule stach, worauf ihm der Fürst als Wappen einen Fuß im Steigbügel mit durchgeschlagenem Nagel gab, weil er „wie angenagelt“ zu Rosse säße; oder von den herrschsüchtigen, staatsklugen Brömses, so genannt, weil einst ein Herzog zu Lüneburg, als einem ihrer Vorfahren kein Ritter

Stand halten konnte, ausrief: „Du stickst as een Bröms!“ (Du stichst wie eine Bremse!) u. s. w.

IX.

Herr Alexander von Soltwedel.

Es war zur Zeit, als die mächtigen Dänenkönige fast alle jene schönen, noch nicht so gar lange den Wenden entrissenen Ostseeprovinzen dem deutschen Reiche genommen hatten und jeder ächte Lübecker nach der Messe noch ein Weilchen in der Kirche zu bleiben pflegte, um still zu beten:

„Du heiliger, großer Gott, bei welchem kein Ding unmöglich ist! Du hast zwar befohlen allen Unterthanen, ihrer Obrigkeit zu gehorsamen; weil wir aber zu dieser Obrigkeit mit Gewalt gezwungen sind, und viel ärger geplagt werden, als die Kinder Israels unter Pharao, so bist du ja derselbe allmächtige Gott, der alleinig die Bittenden erhöret. Darum erhöre uns, o Herr, und hilf uns aus dieser unbilligen Last zu unserer rechten Obrigkeit, so wollen wir deine allmächtige Hulo rühmen in alle Ewigkeit. Amen.“ *)

*) Wörtliche Uebersetzung des damals üblichen „stillen Gebetes“

Auf den ersten Blick hätte einem Fremden freilich die dänische Herrschaft ganz anders geschienen. Durch die Rechtsamen, welche Lübeck, als dänische Stadt, in Dänemark genoß, hatte sich der Handel gehoben; das bewies der durch alle Stände sichtbare Wohlstand. Die stattliche Burg an der schmalen Landzunge (welche die Halbinsel, auf der Lübeck, von Wackenitz und Trave umflossen, liegt, mit der Umgegend verbindet) schien nur ein passender Schutz für die Stadt. Statt der vereinzelten Gehöfte (Hagen), wo man früher in der Mitte des mit einer Planke und Graben umgebenen Hofraums das hölzerne Haupthaus und daneben die kleinen Wohnungen der Leibeigenen und freien Insaßen und die Viehställe gesehen hatte, reihten sich jetzt nach und nach die stattlichsten, steinernen Giebelhäuser zu regelmäßigen Straßen dicht aneinander. Aber mit der Planke war die alte Freiheit des sich selbst richtenden, selbst besteuernden deutschen Grundbesitzers gefallen. Was frommte es, daß der Rath im schönen neuen Hause sich versammelte, wenn statt der Gerechtigkeit hier das scharfe Schwert des dänischen Vogtes herrschte, welcher höhnisch die neuen, auf seinen Befehl gebauten Straßen nach seiner Freunde und Geliebten Namen nannte?

was frommte der Reichthum, wenn ihn der däniſche Söldner ungeſtraft forttragen durfte? was frommte die Burg und Mauern und Thürme ringsum längs dem Fluſſe, wenn der ſchlimmſte Feind in der Stadt war?

Auf einem der noch erhaltenen Hagen in der Mühlenſtraße, welcher über dem Hofthore ein Schild mit einer Sonne zeigte,*) wohnten damals zwei Brüder eines aus Salzwedel (Soltwedel) in Sachſen eingewanderten und ſeit mehren Generationen wegen ſeines Reichthums, klugen, redlichen Handelsbetriebes und Eifers, für der Stadt Angelegenheiten wohlberufenen Geſchlechtes. Der Aeltere, Johann, ein ſanfter, guter Mann, war in den Rath gewählt. Er ſaß oft, wenn er „auf dem Hauſe“ neue Noth und Schmach durch die Dänen der Stadt hatte zufügen ſehen, bis ſpät Nachts in der großen Halle mit roh geſchnitztem Eichengetäfel und geſtampftem Lehmboden am Heerde und ſchaute, vergeblich nachſinnend, wie der Stadt geholfen werden könne, mit Thränen

*) Als ein durch Dänengunſt emporgekommener Nachbar ihnen zum Hohn ſein Haus auch „zur Sonne“ nannte, hatten die von Soltwedel unter ihr Schild: De olle Sünn (die alte Sonne) ſchreiben laſſen.

im Auge in die, gleich dem Wohle des Vaterlandes, verglimmende Flamme. — Herr Alexander, der jüngere Bruder, dessen Aeußeres schon den verschlossenen und kühnen Sinn verrieth, hielt sich jetzt meist außerhalb der Heimath, wie es damals dem Schifferkaufmanne, welcher den Ein- und Verkauf im Auslande mit Sicherheit nur persönlich betreiben konnte, leicht möglich war. Traf er aber einmal den Bruder so von der rath- und hülflosen Lage des Staates bedrückt, da klagte er nicht mit ihm, sondern pflegte trotzig vor sich hin zu sprechen: „Ich sollt' nur Macht und Ansehen dazu haben, da wollt' ich bald helfen!" — fragte dann aber Herr Johann, wie er das meine? so erwiderte Alexander: „Ein solches Werk kann nur gedeihen ohne viele Mitwisser und Helfer!" und ging fort.

Das ärgerte auf die Länge den sonst so sanftmüthigen Bruder, und als einmal wieder auf dem Rathhause viel Klagen und Seufzen war, erzählte er von seines Bruders ruhmredigen Worten. Alsbald ließen die Herrn den Alexander (von dem sie wußten, wie kühn und klug er sich in mancher großen, damals bei Reisen im Nordlande nicht seltenen Fährlichkeit benommen hatte) vor sich fordern und fragten ihn nach dem Sinne

jener Worte. Herr Alexander sprach: „Wählet mich in den Rath, daß ich Macht und Ansehen gewinne und eine Weile bösen Leumund nicht zu scheuen brauche, so denke ich mit Gottes Hülfe schon der Stadt aus dieser Noth zu helfen.“ Da ließ der Rath ihn eine Weile abtreten, um die Sache in Ueberlegung zu nehmen, und als Herr Johann sich erbot, er wolle mit Freuden seinen Sitz und Stimme dem Bruder überlassen, den er für würdiger und tüchtiger halte, so stimmten die übrigen Rathsherrn bei und nahmen Herrn Alexander unter sich auf.

Nun begann ein lustiges Leben in dem sonst stillen Hause derer von Soltwedel. — Eine zahlreiche Dienerschaft, in rothes flandrisches Tuch gekleidet, trieb sich jetzt meist müssig auf dem, sonst nur von Arbeitslärm der Packer im Waarenraume und der handwerktreibenden Wurtinsassen wiederhallenden Hofe „zur alten Sonne“ umher. — Machte der Vogt unbillige Anforderungen auf dem Rathhause, so war Herr Alexander stets der erste, welcher dafür stimmte, und wenn gleich, durch Soltwedel in geheimen Unterredungen dazu ermuthigt, der Rath nie so entschlossen, wie jetzt, auf seinen Privilegien bestanden hatte, so stieg doch Herr Alexander stets mehr in der Dänen

Gunſt. Täglich ſah man entweder den däniſchen Vogt und die ſonſtigen Ritter der Beſatzung bei dem von Soltwedel bankettiren, daß man die Muſik der Pauker und Zinkeniſten drei Straßen weit hörte, oder der neue Rathsherr ritt, zwei Trompeter voran, ſechs Diener hinter ſich, in hoffärtigem, goldgeſtickten und pelzverbrämten Kleide zu ähnlichem Gelag und Spiel auf die Burg. Wenn dann die Ritter zu den ſtumpfen Waffen griffen und ſich zu Schimpf und Glimpf auf dem Burghofe herumtummelten, oder auch wirklich eine in der Trunkenheit aufgeregte Ehrenſache im Ernſt auszufechten war, und Herr Alexander mit höchſt gewichtigen Streichen und ritterlichem Geſchicke in der Waffenführung die Ebenbürtigkeit ſeiner ſtets freien Familie bewies: das Alles mußte in jener Zeit ſein Anſehen unter den Dänen nur erhöhen.

So verging der Winter. Mancher in der Stadt, welcher Herrn Alexander nicht genau kannte, fluchte zwar im Stillen auf den Verräther, dieſer ſchien aber die böſen Blicke, welche ihn auf der Straße trafen, nicht zu bemerken, und hatte es dahin gebracht, daß er im Geheimerath des däniſchen Vogtes eben ſo gut eine Stimme führte, als auf dem Rathhauſe. So geſchah es, daß,

als er eines Abends Alles auf der Burg in höchster Bestürzung fand, man ihm sogleich die Ursache mittheilte, obgleich man sonst diese Begebenheit sehr geheim hielt.

Vor Kurzem war nämlich Graf Heinrich der Schwarze von Schwerin aus dem Morgenlande heimgekehrt und hatte die von seinem jüngst verstorbenen Bruder Gunzel hinterlassene Hälfte der Grafschaft durch den dänischen Statthalter der eroberten Ostseeprovinzen, Grafen Albrecht von Orlamünde, besetzt gefunden; als Unterpfand, hieß es, für den noch nicht ausgezahlten Brautschatz, welchen Ida, des Grafen Gunzel von Schwerin Tochter, dem natürlichen Sohne König Waldemars, Nikolaus, Grafen von Halland, hatte einbringen sollen. Jetzt hatte ein Reitender aus Dänemark folgende Nachricht gebracht: „Graf Heinrich habe den König schon mehre Tage, wiewohl ganz vergeblich, mit der Bitte, diese Besetzung seines Erbes aufzuheben, angegangen. Am 6. Mai sei er sofort dem Könige nach der Insel Lyon, unweit Faaborg, auf die Jagd gefolgt; als aber am Abend sich Alles in zerstreut liegenden Hütten zur Ruh begeben, und bald wegen der Anstrengung des Tages und des reichlich genossenen Methes und Bieres in tiefen Schlaf

gefallen, da habe Graf Heinrich ſich mit einigen Rittern der Hütte des Königs genähert. König Waldemar, deſſen Sohn und der Leibdiener ſeien erſt erwacht, als letztere beide ſchon geknebelt waren und über erſterem das Schwert zum Todesſtoß ſchwebte. So ſei der König geraubt und in des Schweriners Land oder noch weiter gebracht. Man habe ſie nicht verfolgen können, weil die Mecklenburger alle Böte auf der Inſel angebohrt. Im Lande ſei die heilloſeſte Verwirrung, weil die Großen ſich nicht des Königs Neffen, den deutſchen Fürſten, in die Arme werfen wollten, und doch ſonſt jedes allgemein anerkennbare Haupt fehle.

Soltwedels kluger Sinn durchſchaute gleich, wie dieſer Umſtand, recht benutzt, der Dänen Macht in Deutſchland für immer brechen müſſe; nachdem er daher einige Stunden mit den Dänen beim Becher geklagt hatte, eilte er heim, in der Stille, wie oft geſchah, den Rath bei ſich zu verſammeln. Bald ging auch eine Geſandtſchaft an den Kaiſer ab, welche denn auch wirklich, während der langen Unterhandlungen wegen der Auslöſung Waldemars, die Reichsfreiheit Lübecks erwirkte. Jetzt galt es, nach dem Beiſpiele der Dithmarſen, Holſteiner und Mecklen-

burger, welche letztern beiden die Neffen des Königs, den Grafen von Orlamünde und den Herzog von Lüneburg, in der Schlacht bei Mölln auf das Haupt geschlagen hatten, sich die vom Reiche verbriefte Freiheit auch wirklich zu erkämpfen.

Zu der Zeit war es in Lübeck Gebrauch, jährlich das Maifest mit großem Jubel zu begehen, und Herr Alexander wußte den dänischen Vogt zu bereden, dießmal an dem Feste Theil zu nehmen, obgleich derselbe sonst, aus Furcht vor Streitigkeiten mit dem, dann von Trunk und Lust aufgeregten Volke, die Burgleute strenge zurückzuhalten pflegte. Nachdem in der Nacht zwischen den hohen Hanfballen im Waarenraume zur alten Sonne geheime Rathssitzung, dießmal mit Hinzuziehung einer Anzahl vertrauter Bürger, gewesen war, ritt in der ersten Frühe des Maitages Herr Alexander mit noch mehr Trompetern und Dienern und noch prunkhaftern Kleidern, als gewöhnlich, auf die dänische Burg, um den Vogt vor das Thor zu geleiten. Draußen waren um den riesigen Maibaum eine Menge Zelte aufgeschlagen, Musik ertönte, eine Masse von Köchen und Dienern sah man bei großen Feuern mit der Bereitung des Morgenimbisses und Mittagsmahls beschäftigt. Bald kamen auch aus der

Stadt die Herren des Rathes und sonstige Herren aus den Geschlechtern mit ihren Frauen und Töchtern geritten, gefolgt von einer Menge Volks.

Während nun draußen bankettirt und gezecht, aufgespielt und getanzt wurde, wobei ein Mummenschanz mit der Krönung des Vogtes zum Maigrafen endete, kam auch vor die Burg eine Schaar Mummen. Grotesk, als Weiber verkleidet, führten sie in tollen Sprüngen ein großes Faß Bier heran, und da sich die vordersten als die wohlbekannten Diener des Soltwedel'schen Hauses zu erkennen gaben mit der Meldung: „Herr Alexander schicke das Bier den Burgleuten, damit sie sich auch einen guten Tag machen möchten," so öffnete man ohne Arg dem Zuge das Burgthor. Der Wagen mit dem Fasse blieb aber in der Pforte halten, daß man selbige nicht wieder schließen konnte, während sich die Masken rasch auf den Hof drängten. Ein gellender Pfiff, und jeder zog aus den weiten Kleidern ein kurzes Schwert hervor. Nun entspann sich ein heftiger Kampf mit den dänischen Söldnern. Die Vermummten hielten aber gegen die geharnischten und besser bewaffneten Burgknechte tapfer Stand, bis eine auserlesene Schaar Bürger, welche in einem

nahen Hause in der Burggasse verborgen gewesen waren, ihnen zu Hülfe kam. Bald waren die Dänen überwältigt und die Lübeck'sche Fahne wehte vom höchsten Thurme der Burg.

Als Herr Alexander draußen beim Maifeste dieses Zeichen ersah, trat er mit einem großen Pokale vor den Vogt und sprach: „Mein Maigraf, thue mir Bescheid auf das Glück und Heil des befreiten Lübecks!“ und damit wies er auf das Stadtbanner am Donjon der Burg. „Verrath!“ schrieen die Dänen und zogen die Schwerter, aber auch die Lübeck'schen Rathsherren führten starke, in manchem guten Kampfe bewährte Klingen. Den Dänen blieb nichts übrig, als sich auf die Gäule zu werfen und fortzureiten, da man sie jetzt noch ziehen ließ. „Wir kommen bald wieder, dann sollt ihr's entgelten!“ schrieen sie im Fortsprangen.

Und wirklich kamen sie, nachdem der Papst König Waldemar von seinem Urphedeeide gelöst hatte mit großer Heeresmacht. Aber sie fanden auch die nordsächsischen Fürsten und Städte wohl gerüstet, sie zu empfangen. Nach Eroberung von Rendsburg und Wiederunterwerfung der Dithmarsen, welche zur Heeresfolge gezwungen wurden, trafen die Dänen auf der Bornhöveder Heide

das Heer der Verbündeten und bezogen ein Lager ihnen gegenüber (1227).

Beide Heere erkannten die Wichtigkeit des bevorstehenden Kampfes und rasteten daher zwei Tage Aug' im Auge, um die volle Kraft zu sammeln. Herr Alexander, welcher den wohlgerüsteten Lübeckischen Zuzug befehligte, benutzte aber diese Frist, um, als Harfner verkleidet, in das feindliche Lager zu den Dithmarsen zu gehen. Mit Freuden hörten sie: „Wenn der Lübeckische Feldhauptmann sein Schild die Spitze zu oberst kehrt, dann ist es Zeit, daß ihr dem Tänen in die Seite fallt."

Mit höchster Tapferkeit von beiden Theilen wurde nun am Tage Mariä Magdalenä seit dem ersten Frühroth gekämpft. Als aber Mittag wurde, da schien die heiße Julisonne den Verbündeten blendend in's Angesicht und ihre Kraft erlahmte in den glühenden Panzern. — Zu brünstigem Gebete kniete der fromme Graf Adolf von Holstein, als er die Seinen wanken sah, nieder und gelobte der Heiligen des Tages, Klöster zu bauen und selbst sein Leben in einem derselben zu verbringen, wenn sie ihnen helfe. Und Maria Magdalena erschien am Himmel und breitete ihren Schleier vor der Sonne aus. Die Krieger der

Verbündeten schrieen: Mirakel! und stürmten mit unwiderstehlicher Gewalt in den Feind, welchen jetzt auch auf Herrn Alexanders Zeichen die Dithmarsen anfielen. Ein Pfeil flog dem König Waldemar in's Auge, daß er vom Pferde sank. Als der Abend graute, flohen die Dänen auf Nimmerwiederkehr, und feierlich tönte nach dem Getümmel des Tages durch die stille Nacht das Loblied, in welchem die Sieger dem Herrn der Heerschaaren für die Befreiung dankten. — Herr Alexander starb, nachdem er noch lange klug und rüstig im Krieg und Frieden die Stadtangelegenheiten geleitet hatte, in hohem Alter, und so lange Lübeck steht, wird es nimmer vergessen seines ersten Helden, des Alexander von Soltwedel.

X.

Herr Antonius Verrade.

Als Antonius Verrade geboren war, entsetzten sich alle Frau Muhmen und Basen ob seiner Größe und weil er fünf Zähne und einen schwarzen Krauskopf mit auf die Welt brachte. Der Pater Cölestin, ein frommer Mann, welcher

aber auch, den Panzer unter der Kutte, einen Zug wider die Ungläubigen mit durchgefochten hatte, fand dagegen gleich ein sonderliches Behagen an dem starken Kinde mit den ernsten Mienen und klaren, festblickenden Augen. Der erzog ihn denn auch zur Frömmigkeit und Ritterlichkeit, und man sah den Antonius mehr, angethan mit des Paters Küraß, daß nur der Kopf und die halben Beine und Arme herausragten, das große Schlachtschwert Cölestins klirrend über die Steinplatten der Klostergänge schleppen, um im Klostergarten Disteln und Grützblumen zu köpfen, als daß er viel mit Geschwistern und sonstigen Kindern sich umgetrieben hätte. Denn obgleich der sonst gutmüthige Bube mit Willen gewiß keinem Schwächern je ein Leides anthat, so kamen doch wenige, selbst viel ältere Jungen ohne Beulen und Schrammen davon, wenn der Antonius beim Kreuzfahrerspielen auf der Diele oder dem Bodenraume seines elterlichen Hauses in Feuer gerieth. Die ältern Brüder haßten ihn, weil er sie, als sie noch Kinder waren, wie von selbst beherrschte, und später, weil sie fürchteten, er werde sein Recht an Haus und Hof, Geld und Würden schwer geltend machen; dem Vater schien aber seine Anhänglichkeit an den Pater Cölestin

bedenklich, und dachte er mit Schrecken daran, wenn in den Kämpfen der Stadt mit dem Hochstifte ein Pfaffenfreund aus seiner mächtigen Familie erstehen würde.

So geschah es, daß, als um die Zeit, da Antonius ungefähr zwölf Jahr alt war, derselbe eines Abends vermißt wurde, nur Pater Cöleſtin sich grämte und ihn die ganze Nacht hindurch suchte. Das Kind hatte am Abend mit dem kleinen Schwerte, welches ihm der Pater für ihre Waffenübungen geschenkt, das Kloſter verlaſſen; da nun Antonius nicht nach Hauſe gekommen war, so fürchtete Cöleſtin, er ſei zum Burgthor hinaus gelaufen, um, wie oft ſonſt in Begleitung des Paters, ſchreiend und um ſich hauend in den Büſchen des nahen Waldes herumzufahren. Vergebens irrte aber dort der Pater, Antonius rufend, ſo lange umher, bis die Nacht einbrach, und er in dem, ihm ſonſt wohl bekannten Lauerholze ſich nicht wieder heim finden konnte. Cöleſtin legte ſich deßhalb endlich unter einer großen Eiche ſchlafen. Da erſchien ihm im Traume der Ritter St. Georg, den Antonius vor ſich auf dem hohen Streitroß haltend, und tröſtete ihn, der Bube ſei in ſeinem Schutze und ſolle noch Großes vollbringen.

Antonius war aber, stolz, zum erstenmale mit einem Schwerte an der Seite über die Straße gehen zu dürfen, aus dem Kloster fortgegangen; da fiel ihm plötzlich des Paters Wort, daß solcher Stolz einem christlichen Ritter nicht fromme, auf das Herz, und als er die Thüre der Marienkirche noch offen fand zum Vesperdienst, trat er hinein, um auch ein Ave Maria zu beten. Er war aber nicht am Altare, wo der Priester den Segen sprach, hingekniet, sondern vor einem großen ehernen Bilde des heiligen Georg, weil ihm heut dasselbe, als die Abendsonne durch die bunten Fenster darauf strahlte, so herrlich, wie noch nie, erschien. So bemerkte er auch nicht in der Brünstigkeit seines Gebetes, daß sich allmälig die Menge verlief und der Meßner die Kerzen am Altare auslöschte, sondern es war ihm auf einmal erschienen, als lächle das dunkle Angesicht des siegesfreudigen Heiligen auf ihn herab. Da war er hinten auf das Pferd geklettert, hatte mit einem Arme den kalten Panzer der Statue umschlungen, mit der andern sein Schwertlein lustig hin und her geführt und kühn hinabgesehen in den Rachen des Ungethüms, welches des Ritters Spieß durchbohrte.

Um dieſe Zeit war es nun Gebrauch, daß man, weil ſich mehrmal frevleriſche Buben Nachts an den reichen Kirchenſchätzen vergriffen hatten, Abends, wenn die Thüren geſchloſſen wurden, eine Anzahl großer, noch ganz ungezähmter Hunde in die Kirche ſperrte, mit welchen denn auch noch kein Dieb den Kampf gewagt hatte. Dieſe witterten jetzt nicht ſobald etwas Lebendes in der Kirche, als ſie auch laut heulend und zähnefletſchend gegen das Georgsbild, auf welchem Antonius ſaß, anſprangen. Jubelnd ſchwang dieſer ſein kleines Schwert gegen die Rüden, machte dieſelben dadurch nur noch wüthender, ſo daß endlich einer zum hohen Rücken des Pferdes hinaufſprang. Antonius hatte aber ſeine Gegner im Auge behalten, und ſtieß dem Hunde, wie er oben ankam, das Schwert in den offenen Rachen, daß er todt wieder hinunter ſtürzte. Einem zweiten, dritten und vierten, welche daſſelbe verſuchten, ging es nicht beſſer; Antonius ſpaltete ihnen den Kopf, oder ſtieß ihnen das Eiſen in die Bruſt, oder den Rachen.

Allmälig dunkelte es aber ſo ſtark in den hohen Gewölben, daß er ſeine, immer nur wüthender gegen ihn anſpringenden, wenn auch jetzt bis auf zwei beſiegten Feinde nicht recht mehr ſehen

konnte, und ein Biß am Bein ſchmerzte ſtark. So kam es, daß, während er ſich vorn gegen den einen vertheidigte, der zweite hinten heraufſprang und ſich ihm an der linken Schulter feſtbiß. Antonius kniff die Zähne zuſammen (denn er ſchämte ſich vor dem heiligen Georg), daß er nicht aufſchrie, klammerte ſich mit der linken feſt an, um nicht herabgeriſſen zu werden, und traf, nachdem er etlichemal rückwärts mit ſeinem Schwerte geſtoßen hatte, glücklich den Hund in's Herz. Aber der letzte Hund hing nun auch mit ſcharfem Gebiſſe an dem ſchon wunden Beine; der Blutverluſt hatte den Knaben geſchwächt, Antonius konnte nur noch ein inbrünſtiges Gebet zu ſeinem Schutzheiligen ſprechen, den er jetzt, da die Linke matt wurde, auch mit der Rechten umfaßte.

Da raſſelten die Schlöſſer an der Thüre und der Meßner, welcher glaubte, die Hunde ſeien mit Dieben im Streit, eilte mit den Knechten des Kirchherrn herein. Die verwunderten ſich ſehr, als ſie Herrn Porrades in der ganzen Stadt wohlbekanntes Söhnlein, ſelbſt blutend, zwiſchen den erſchlagenen Hunden auf der Statue ſitzen ſahen. Sie brachten nun den faſt ohnmächtigen Knaben alsbald nach Hauſe, damit er verbunden

würde. Den Vater koſtete ſofort die Heldenthat ſeines Söhnchens, über welche ſich nur Pater Cöleſtin höchlich freute, eine anſehnliche Geldbuße an die Kirche. Antonius redete und dachte aber ſeit der Zeit von nichts, als daß er ſich einen ritterlichen Namen erwerben wolle durch Kriegsthaten.

Als endlich einiges darnach ſein Vater ſtarb, ließen ihn die Geſchwiſter auch gern mit einer hübſchen Summe, etlichen reichen Kleidern und Waffen, zwei Roſſen und einem Knechte, als geringem Antheil am reichen Erbe, fortziehen nach Polen, wo ihm Cöſtelins Empfehlung freundliche Aufnahme am Hofe eines kriegeriſchen Biſchofs bereitete. Nun kämpfte er gegen Heiden und Türken, daß es eine Luſt war; das zierliche Leben und Courtoiſiren hinterher auf der Königsburg wollt' ihm aber eben ſo wenig behagen, als daß der Kampf gegen die Feinde des Chriſtenthums mehr um Kriegsruhm und Landerwerb, als zur alleinigen Ehre Chriſti und Ausbreitung ſeines Dienſtes geführt wurde. Er ſchloß ſich daher unter all den Hofherren nur an einen alten Ritter aus Pommerland an, welcher, gleichen Sinnes mit ihm, wie ein Vater den jungen Kämpen mit Rath und That unterſtützte. Antonius machte

ſich aber ſowohl durch ſeine Thaten, welche bald die aller andern verdunkelten, als durch den Vorzug, welchen er im Umgang „dem alten Pater im Harniſch,“ wie ihn die Hofritter nannten, gab, viele Feinde. Ueberall wurden die beiden Ritter zu ſolchen Unternehmungen gebraucht, welche am meiſten Gefahr und am wenigſten glänzenden Erfolg und Beute verſprachen.

Der alte pommerſche Freiherr hatte eine wunderſchöne Tochter zu Hauſe zurückgelaſſen; die kam jetzt, von übergroßer Liebe und Sorge für den Vater getrieben, auf einmal zu ihm in's Lager. Der Alte ſchalt die unbeſonnene Maid und beſchloß, ſie bis zum Ende des Krieges in einem nahen Nonnenkloſter unterzubringen. Obgleich aber auf dem Wege dorthin häufig feindliche Streifſchaaren geſehen waren, verbot ihm doch der Feldherr, mehr als ſeine zwei eigenen Knechte mitzunehmen. „Es würde wie ein Bruch des noch dauernden Waffenſtillſtandes ausſehen, wenn ſich eine anſehnlichere Schaar außerhalb des Lagers zeigte.“ Jede Feindſeligkeit war bei Todesſtrafe verboten, Antonius wurde aber durch einen Befehl des Feldherrn zurückgehalten: „Er ſolle ſich ſtets eines wichtigen Auftrags gewärtig halten.“ So ſaß Antonius am Abend, als ſein alter

Freund ausgegangen war, in voller Rüstung in seinem Zelte und dachte an den Ritter, wie lieb er ihn habe, und auf einmal wurde es ihm klar, daß ihm des Ritters Töchterlein eigentlich noch lieber sei; da kommt der eine Knecht des Freiherrn athemlos gerennt: „Sie seien von Türken überfallen und sein Herr wahrscheinlich bis in das Kloster von denselben verfolgt.“

Wenig Augenblicke später flog Antonius auf seinem guten Pferde in der Richtung nach dem Kloster fort. Aus der Kirche scholl lautes Kampfgetümmel und dazwischen Gesang der Nonnen. Als Antonius in die Pforte trat, sah er die Nonnen, des Freiherrn Tochter in ihrer Mitte, am Altare knieen; der alte Ritter, umgeben von den Leichen der schon gefallenen Klosterknechten erlag soeben den Streichen von zehn, jetzt nur auf ihn eindringenden Türken. Ein unnennbarer Zorn faßte Antonius bei diesem Anblick; donnernd warf er die Pforte in's Schloß, wie im Sturm brauste seine Riesengestalt mit hochgeschwungenem Schwerte, in der prächtigen, den Lichterschein des Hochaltars widerstrahlenden Rüstung aus der Dunkelheit hervor. Unwiderstehlich schmetterten seine gewichtigen Streichen zwischen die erschrockenen Heiden, welche bald alle zehn todt neben der

Leiche des Freiherrn lagen. Die Nonnen stimmten den Lobgesang zu Ehren des heiligen Michael an, denn sie meinten nicht anders, als dieser selbst sei zu ihrer Rettung erschienen.

Antonius kniete aber demüthig am Altare nieder und dankte dem Herrn für den Sieg. Da hieß es: „eine Reiterschaar aus dem Lager sei angelangt, zugleich um das Kloster zu schützen und Antonius zu fangen, weil er wider das Verbot des Feldherrn fortgeritten.“ Sogleich nahm Porrade des Freiherrn Tochter auf den linken Arm, sein gutes Schwert in die Rechte und eilte durch die Reiter, deren keiner Hand an ihn zu legen wagte, zu seinem Pferde und sprengte durch die Nacht davon.

Nachdem er die Jungfrau sicher zu ihren Verwandten nach Pommern gebracht hatte, zog er nach Frankreich, dessen König Krieg mit Italien hatte, um sich die Ritterſporen zu verdienen. Als er wenig Monate später bei Belagerung einer Stadt, der Erste auf der Mauer, die französische Fahne aufgepflanzt hatte, erhielt er vom Connetable auf öffentlichem Markte den Ritterschlag und die Führung eines bedeutenden Reiterhaufens. So sehr aber auch den Franzosen seine gewichtigen Streiche für ihre Sache angenehm waren, so

konnten ſie doch nicht ihre loſen Mäuler im Zaume halten, und ließen allerlei Witzworte aus über ſeine ungeheure Leibesgröße und wenig zierliches Weſen, namentlich bei Damen. Ja, obgleich er endlich deßhalb in ehrlichem Zweikampfe manchen witzigen Herrn zuſammenſchmiß, daß der ſein Lebtag daran gedenken durfte, ſie konnten doch, weil's einmal ſo ihre Natur war, keine Ruh geben.

Da verging Herrn Antonius die Geduld und er zog zum Könige von England, um ihm im Kriege wider die Irländer zu helfen. Dorthin war ſchon der Ruhm ſeiner Thaten gedrungen, ſo daß der König ihn zum Feldoberſten machte und mit einem ſtarken Heerhaufen wider den Feind vorausſchickte. — Am Vorabende der Schlacht war es in Herrn Vorrades Heere ſtill, daß man nur den Ruf der Wachen hörte; denn Herr Antonius hatte zu den Seinen geſprochen, wie ſie zwar für eine Auswahl der engliſchen Ritterſchaft gehalten würden, der Feind ihnen aber faſt dreimal an Zahl überlegen ſei, ſo daß ſie nur durch des Herrn beſondere Hülfe würden ſiegen können; ſie ſollten ſich daher fein eifrig mit Gebet zum ſchweren Kampfe rüſten. Aus dem Lager des ſiegesgewiſſen Feindes ſcholl dagegen lauter Jubel

und Becherklang; nach Mitternacht wurde es aber dort noch ſtiller, denn hier, weil alle von Wein, Meth und Bier berauſcht waren und ſelbſt die Schildwachen ſich kaum munter erhielten. Als dieſes dem Herrn Antonius ſeine Kundſchafter hinterbrachten, ließ er einen Waffenbruder zu ſich beſcheiden und ſprach: „Mich jammert des vielen edlen Blutes, welches morgen im ungleichen Kampfe ſoll vergoſſen werden. Wenn ich nicht wiederkehre, führe du morgen die Schlacht. Jetzt laß in aller Stille eine erleſene Schaar aufſitzen; ſobald ihr mein Hifthorn hört, dringt dort gegen den Hügel am See vor, wo ihr das hohe Zelt des feindlichen Königs ſchimmern ſeht.“

Damit ging er fort, beſtieg einen Fiſcherkahn und fuhr mit leiſen Ruderſchlägen über den See. Dann ſtieg er aus und kroch, wie eine Schlange, durch das hohe Schilf und Gras den Hügel hinan. Vor des Königs Zelt ſtanden zwei Schildwachen; der eine ſprach: „Bruder, haſt du's nicht klirren hören vor uns im Graſe?“ Der andere antwortete: „Die Richtung des Schalles täuſcht in der Nacht; es wird ſich ein Gewappneter in einem nahen Zelt geregt haben.“ Auf einmal ſtand Vorrade vor ihnen; ſie wollten ſchreien und holten mit den Schwertern gegen ihn aus, und er hatte

das seine noch nicht ziehen können beim Heran-kriechen. Wie er aber anderthalb Kopf länger war, denn sie und von eines Tigers Schnelligkeit und Kraft, so hatte er auch schon ihre Köpfe gepackt und schmetterte selbige wider einander, daß beide lautlos todt niederfielen. Rasch sprang er dann in's Zelt, wo der König schlief, hob auf die Linke den starken Mann, indem er ihm wie einem Kinde die Arme an den Leib drückte, führte mit der Rechten sein Horn an den Mund, blies dreimal, daß die Berge wiederhallten, und stürmte fort durch das Lager. Die Wachen schrieen Lärm, aber keiner wagte auf den Forteilenden den Wurfspieß zu schleudern, aus Furcht, den König zu treffen. Er war nicht fern mehr vom Ausgange des Lagers, da traten ihm mehre Ritter mit gezücktem Schwerte in den Weg. Vorrade stemmte sich mit dem Rücken gegen den Erdwall, welcher das Lager umgab, deckte seine linke Seite mit des Königs Person und schwang mit der Rechten sein Schwert, daß bald die Tapfersten verwundet zurückwichen. Aber endlich erlahmte doch sein Arm, und jetzt hörte er auch hinter sich auf dem Erdwalle Waffen klirren; er blickte entsetzt hinauf — es waren die Genossen, welche sein Hifthorn herbei gerufen hatte. Sie sprangen rasch vom

Walle herab, Vorrade kletterte hinauf, und während jene ihm den Rücken deckten, brachte er seine kostbare Beute in Sicherheit.

Die glückliche Beendigung des Krieges, welche durch des feindlichen Königs Gefangennehmung entschieden war, wurde mit prächtigen Banketten und Ritterspielen gefeiert. Alle wetteiferten, nach des Königs Beispiel Herrn Vorrade die höchste Ehre zu erweisen; aber auch der lange schon glimmende Neid der englischen Ritter gegen „den großen Sachsen," welcher ihnen allen Ruhm vorweg nahm, brach jetzt in helle Flammen aus. Als die Ritter sich gegenseitig zum Stechen in Schimpf und Ernst in die Schranken luden, ließ den Antonius auch ein englischer Baron fordern: „Nicht zu Fuß!" — Vorrade stellte sich am anberaumten Tage, wie's im Spruch heißt:

Mit gutem Zeug und gutem Pferd,
Die machen den Ritter ehrenwerth.

Da sprengt auf einmal der Englische gegen ihn an auf einem gezähmten Löwen, welchen derselbe aus dem Morgenlande mitgebracht und selbst gefüttert hatte, daß er ihn auf sich reiten ließ. Herr Antonius, eben so gewandt als stark, sprang rasch vom Gaule und hieb dem Unthier mit einem

Schwertschlag die schon tief in's Fleisch des Pferdes eingebissene Schnauze ab, daß es todt hinfiel. Als sich aber Vorrade sodann nach seinem Gegner, dem englischen Ritter, umthat, war selbiger im dichten Volksgedränge spurlos verschwunden. Da ging Herr Antonius zum Balkone, auf welchem der König mit der Königin und allen edlen Herrn und Frauen des Hofes saß, beugte ein Knie und verlangte, daß sich nach Ritterbrauch der, so ihn gefordert, auch zu ehrlichem Zweikampf stelle. Der König war selbst schon sehr zornig über die böse Tücke seines einheimischen Ritters, ließ mit Trompetenschall das ganze, zahlreiche, hochansehnliche Geschlecht des Entflohenen vor sich laden und sprach: „Dafern ihr nicht binnen drei Sonnenschein euern Vetter beibringet, daß er sich stelle zu ehrlichem, ritterlichem Zweikampf, so werde ich euer Wappenschild, mit solcher Schmach befleckt, nicht mehr eines Barons meines Reichs würdig erachten und durch Henkers Hand zerbrechen lassen."

Nun mußte sich der englische Herr vor die Klinge des großen Sachsen stellen; weil er sich aber seiner Schwäche dem gegenüber bewußt war, ließ er auch jetzt nicht ab von unehrlichen Mitteln, und bestach den Stallknecht Vorrades, daß er's

beim Aufzäumen des Streitroſſes verſehen mußte. Als ſie daher gegen einander rannten, bäumte und überſchlug ſich Vorrades Pferd, daß ihn nur ein raſches Abſpringen retten konnte, nicht von demſelben erdrückt zu werden. Der Engländer drang jetzt wider alle Ritterſitte gegen den auf ein Knie Gefallenen ein, um ihn zugleich niederzureiten und von oben herab zuſammenzuhauen. Es führten nun aber zu der Zeit die engliſchen Ritter große, hölzerne, mit Fellen und Eiſenbändern beſchlagene Schilde, Bocklär genannt, und allgemein gegen Schwertſtreiche für undurchdringlich gehalten. Mit ſolchem Schilde deckte ſich Herr Antonius gegen das auf ihn einhauende Schwert des Ritters und die Hufen des Streithengſtes, indem er zugleich mit Einem Zuge dem Gaule beide Hinterbeine durchhieb, alſo daß Roß und Reiter in den Sand fielen. Dann richtete ſich Vorrade auf, zog den engliſchen Herrn unter dem Pferde hervor, ſtellte ihn ſäuberlich wieder auf die Beine und gab ihm Schild und Schwert zurück, indem er ihm zugleich bedeutete, jetzt ſolle er zu ordentlichem Schwertkampfe Stich halten, ſonſt haue er ihn, wie eine Rübe, von einander. Darnach wandte ſich Herr Antonius ab, um ſein Schild wieder aufzunehmen, denn er hatte

es bei der Unterstützung des Gegners abthun müssen. Da haut ihm der Englische tückisch über den Nacken, daß er ohne die ungewöhnliche Dicke seiner Rüstung gewiß des Todes gewesen wäre.

Eine entsetzliche Wuth stieg jetzt in dem großen Sachsen auf; mit beiden Händen packte er sein vier Fuß langes Schwert und hieb den Bocklär seines Gegners in zwei Hälften und den Arm, welcher das Schild hielt, vom Leibe; ein zweiter Streich schien bestimmt, des Feindes Helm und Haupt bis zur Brust zu spalten, da stürzte sich laut jammernd des Engländers Geliebte, ein schönes, edles Fräulein zwischen die Kämpfenden. Und Herr Antonius senkte sanftmüthig, wie ein Lamm, seines Schwertes Spitze und wollte unter dem donnernden Beifallruf der Menge den Kampfplatz verlassen; als ihn der König zu sich bescheiden ließ. Die Königin nahm von ihrem schönen Halse eine goldene Kette mit vielen edlen Steinen (welcher die Kraft zugeschrieben wurde, für den Träger des Kleinods jedes Menschen Herz zu gewinnen) und wand sie um des Ritters Helm. „Im Namen aller Frauen," sagte sie, „vor denen sich der unwiderstehliche Besieger aller Männer, auch hierin ein Muster der Ritterschaft, beuge." Der König ernannte ihn aber zum Ritter des

Reiches, bot ihm groſie Ehrenſtellen an und verlieh im als Schildzeichen: die blutige Schnauz des Löwen ihm blauen Felde, und als Helmzier über dem Wappen zwei aufſtehende Pferdebeine. Aber Herr Antonius war müde der hinterliſtigen Nachſtellungen, und ſehnte ſich, all ſeinen Ruhm der ſchönen Tochter des alten pommerſchen Freiherrn zu Füßen zu legen. Mit ihr, als ſeinem Ehgemahl, kam er denn auch endlich, nachdem er noch manche kühne Ritterthat im Norden verrichtet hatte, wieder nach Lübeck zurück, wo ſein Sohn Rathsherr wurde, wie es einſt ſein Vater geweſen war.

XI.

Herr Hans Holm.

Herr Hans Holm war der Sohn eines pommerſchen Edelmannes, welcher als Hauptmann der Stadſöldner in Lübeckiſchen Dienſten ſtand. Als ſein Vater, um die Zeit da Hans geboren war, einmal höchſt wunderbar aus groſier Noth und Gefahr errettet wurde, hatte er den Sohn dem Dienſt der Kirche gelobt; aber der Hans war von Kindesbeinen an mehr zu allerlei gewagten Streichen aufgelegt, als ſich der ſitt-

ſamen Zucht ſeiner Wärterin und ſpäter des Paters, welcher ihn für das Noviziat vorbereiten ſollte, fein ſtill und ordentlich zu fügen. Nach vielen Gewiſſensbiſſen des Vaters und viel Thränenvergießen des Sohnes löſete endlich der hochwürdige Herr Biſchof das Gelübde, ſo daß der Junkherr ein Reitersmann werden konnte nach ſeines Herzens Gelüſte. Doch wurde ihm die Abſolution nur unter der Bedingung gewährt, daß er deſſen ungeachtet die drei Mönchsgelübde treu halte, und wir werden ſehen, wie Herr Hans Holm bis an ſein ſelig Ende, trotz aller Verlockungen des Teufels, keuſch, arm und der Kirche gehorſam gelebt hat.

Unter den vielen, kühnen Unternehmungen, durch welche ſich Herr Hans, ſobald er das reifere Jünglingsalter erreicht hatte, allen Feinden der Stadt furchtbar machte, geſchah es auch, daß ihm ſeine Kundſchafter in einem Kriege mit Dänemark die Nachricht brachten, im Oreſund liege eine däniſche Flotte ſegelfertig, um den Hafen Lübecks zu ſperren. Und war die Stadt damals zur See wehrlos, weil ihre Flotte nach einer ſiegreichen Schlacht gegen die Dänen durch Unvorſichtigkeit des Admirals in einem heftigen Sturme untergegangen war.

Da ging Herr Hans Holm und bat, ob man ihm wohl zwei Diebe, welche auf den Tod saßen, für ein höchst lebensgefährliches Unternehmen frei geben wolle; dieß wurde ihm gern gewährt. Darnach geht er zu den Dieben und spricht: „Uebermorgen sollt ihr, wie ihr wißt, durch den Strang den Tod leiden; möchtet ihr nicht lieber mit Ehren in die Grube fahren? Ja, es bleibt bei dem Unternehmen, wozu ich euch mitnehmen will, immer noch wohl möglich, daß wir mit Gottes Hülfe heil und lebendig davon kommen; dann sollt ihr der Strafe ledig sein und gehen dürfen, wohin ihr wollt.“ Die Diebe waren des Vorschlags froh, und als Herr Hans ein Schifflein mit allerlei Feuerwerk zu einem Brander hatte rüsten lassen, ruderten sie ihn des andern Tages aus Travemünde. Bald fiel eine frische Kühltje in die Segel und die Reise ging lustig vorwärts. Gegen Abend kam aber ein Sturm und das Schifflein tanzte durch die Wogen, daß sie ihren Tod schon vor Augen sahen. Sei's nun aber aus Gnade gegen den frommen Hans Holm, oder weil die Diebe anderswo noch für den Galgen aufbehalten waren (wie man spricht, es fressen keinen die Fische, der da hängen soll) sie kamen

glücklich davon, nachdem Herr Hans eifrig gebetet und die Diebe gelobt hatten, nie wieder zu ſtehlen.

In der zweiten Nacht näherten ſie ſich geräuſchlos der däniſchen Flotte. Das Admiralſchiff lag gerade vorne; daran befeſtigten ſie ſtill ihren Brander, zündeten im Innern an, ſtiegen in ein Boot, ja hieben ſogar das Ankertau des feindlichen Schiffes ab, damit der Wind daſſelbe, wenn es brenne, zwiſchen die Flotte treibe, und immer hatte ſie die Wache am Bord des Admiralſchiffes noch nicht entdeckt. Herr Hans Holm führte aber, wie alle Welt wußte, eine Doſe mit dem damals in Europa noch wenig bekannten Schnupftabak bei ſich; er hatte ſie von einem Spanier, dem er im Kampfe großmüthig das Leben ſchenkte, zum Andenken erhalten, und das Volk ſagte ſich, dieſes Kraut mache Herrn Hans hieb- und ſtichfeſt. Als er ſich nun vorüberbog, um, wie ſchon erwähnt, das Ankertau abzuhauen, zog ihm der eine Dieb, uneingedenk ſeines geſtrigen Gelübdes, die Doſe aus der Taſche und nahm eine Priſe, daß er heftig nieſen mußte. Dieſes hörte die feindliche Schiffswacht, ſchlug Lärm, und bald ſauſeten Kugeln aus den Steinbüchſen hinter dem raſch enteilenden Boote her, deren eine dem eidbrüchigen Diebe den Kopf wegriß, während mehre

andere durch das Boot fuhren. Herr Hans und der andere Dieb umklammerten ſich im Unterſinken und eine Welle warf den Frommen und den Gottloſen lebendig an den unfernen Strand.

Der grelle Flammenſchein der brennenden Flotte weckte ſie endlich aus ihrer Betäubung, worauf Herr Hans dem Himmel für ſeine Rettung und das Gelingen des Unternehmens dankte, dem Diebe aus der Geldkatz, die er um den Leib gebunden führte, ein tüchtiges Zehrgeld auf die Reiſe gab und dann ſich nach Lübeck auf den Weg machte, wo er auch wohlbehalten anlangte und von Alt und Jung hoch geprieſen wurde.

Der Rath vertraute ihm aber jetzt zwei ſtattliche Orlogſchiffe an, um gegen die Dänen zu kreuzen, und ſandte Herr Hans in Jahresfriſt vierzehn in der Oſt- und Weſtſee aufgebrachte Schiffe nach Lübeck. Endlich wurde er aber doch zu keck, und als er drei däniſche Schiffe bis in einen franzöſiſchen Hafen verfolgt und genommen hatte, kam eine Flotille dieſes Reiches über ihn, als einen Friedensſtörer, und machte nach tapferer Gegenwehr ſeine und die gekaperten Schiffe zu einer guten Priſe. Herr Hans wurde in einen tiefen Thurm geworfen, wo ihn weder Sonne noch Mond beſchien und er nichts Menſchliches

sah, als die Hand des Schließers, welcher ihm durch ein Schiebfenster seine Nahrung gab.

Da saß er Jahr und Tag, daß man zu Lübeck meinte, er sei todt, und statt seiner seinen Kameraden Jäger zum Stadthauptmann machte.

Unter dessen Hauptmannschaft, während Herr Hans gefangen saß, geschah es, daß, nachdem man sich schon lange völlige Ruh und Sicherheit vor den Junkern der Umgegend geschafft zu haben wähnte, jetzt in der Kriegszeit wieder etliche das ritterliche Handwerk aufnahmen und die Kaufleute an der Hamburger und den sonstigen Heerstraßen ausplünderten. Darüber erhob die Bürgerschaft große Klage beim Rath, so daß, als einmal ein Bürgermeister dem Hauptmann Jäger auf der Gasse begegnete, selbiger stillstand und sprach: „Herr Hauptmann, Ihr heißet wohl Jäger; aber wann jaget Ihr einmal was? höret Ihr nicht die Klagen der Bürger?“ Antwortete der Hauptmann: „Herr Bürgermeister, ich will schon jagen, dafern mir Vollmacht und Bescheid dazu wird.“

Als nun der Hauptmann einiges darnach vernahm, ein Junker von der räuberischen Art wolle zu einer Hochzeit reiten, da rückte er Abends still mit einem Dutzend Stadtknechte aus. Ein Pfaff und der Frohn mußten auf einem Wagen nach-

folgen. Der Junker und seine Knechte wehrten sich, als die Städter über sie kamen, so gut, daß drei Stadtknechte in's Gras beißen mußten; endlich wurde er aber doch überwältigt und gebunden, wie man spricht: viele Hunde sind des Hasen Tod.

Den Dolch auf der Brust führte ihn dann Jäger vor eines Raubkumpans Schloß und zwang ihn, sich dem Pförtner zu nennen und den Burgherrn vor das Thor zu laden, er habe Wichtiges mit ihm zu reden. Der kam auch wirklich heraus, da fielen die Stadtknechte über ihn her, und nachdem er dem Pfaffen gebeichtet hatte, hieb ihm der Frohn den Kopf weg. So ging's fort, bis der Meister Hämmerling fünf Köpfe in seinem Sack hatte, zuletzt auch den des zuerst gefangenen Junkers; dann kehrten sie heim nach Lübeck.

Als nun andern Tages die Herren zu Rath saßen und der Schreiber den Morgentrunk gereicht hatte, da trat Hauptmann Jäger auch in den Saal, den Frohn hinter sich. Sprach der Bürgermeister wieder: „Mein Jäger, wann jaget Ihr was?“ Da mußte der Frohn den Sack öffnen, daß die sechs Köpfe auf den Estrich rollten. Dieß war aber den Herren doch zu hastig verfahren, und besorgten sie, jetzt gar keine Ruh

vor den Edelleuten zu finden. Sie beschenkten daher den Hauptmann reichlich, hießen ihn aber seiner Wege ziehen. — Dieses ist die Geschichte vom Hauptmann Jäger. —

Herr Hans Holm saß aber noch immer im Thurm in Frankreich. Er hatte in seiner langen Einsamkeit oft nachgedacht, ob er wohl durch irgend ein Vergehen wider seine drei Gelübde solch schwere Prüfung verschuldet habe; er wußte aber nichts, als daß er etlichemal über den Durst dem Bier- oder Weinkruge zugesprochen, und das ist für einen deutschen Mann doch keine Sünde. Da geschah es, daß er eines Morgens statt der rauhen Hand des Schließers eine schöne, weiße Mädchenhand ihm durch das Schiebfenster seine Speisen reichen sah, und zwei schwarze, lebenslustige Augen blickten neugierig in den Kerker. Unverzüglich trat Herr Hans an die Oeffnung, um so freundlich und zierlich, wie sich's für einen ächten Rittersmann ziemte, und ja auch unbeschadet seiner Gelübde geschehen konnte, dem Mädchen guten Morgen zu wünschen. „Ich habe schon oft," sagte sie, „Eure Seufzer, besonders Nachts, gehört, denn wir wohnen hier oben in demselben Thurme, und des Vaters Erzählungen von Euern Thaten, deren Ruhm selbst bis zu uns gedrungen

iſt, machten mich längſt neugierig, Euch zu ſehen. Der Vater iſt auf ein paar Tage über Land zur Hochzeit bei Verwandten, und der alte Jacques, ſein Stellvertreter, ſchlägt mir nichts ab, wenn ich ihm die Wangen ſtreichle.“ „Aber wie kommt es,“ fragte Herr Hans, „daß Ihr ſo gut Deutſch redet?“ „Meine Mutter war eine Deutſche,“ antwortete das Mädchen; „ich möchte gar gerne das Land, von welchem ſie mir ſo viel erzählt hat, auch einmal ſehen.“ — Somit war die Bekanntſchaft in gutem Gange, und ſchon am andern Tag wurde davon geſprochen, wie Herr Hans befreit werden könnte, wie aber der Jungfrau Vater, der Schließer, dann wüthen würde, daß es alſo am beſten wäre, wenn ſie mit ihm entflöhe.

Die Schließerstochter hörte ihm aufmerkſam zu, konnte die Richtigkeit ſeiner Anſichten nicht läugnen, aber verlangte kurz und entſchloſſen, wenn ſie mit ihm zu ſeiner Rettung in ferne Lande fliehen ſollte, müßte er vorher heilig geloben, ſie, ſo wie ſie nach Lübeck kämen, zu heirathen. Herrn Hans ſchien dieſe nothgedrungene Löſung ſeines Gelübdes gar nicht unangenehm; er leiſtete den Schwur auf einen Finger des heiligen Aegidius, welchen die Jungfrau am Halſe trug, und ſchon am folgenden Abend führte ihn ſeine ſchöne

Retterin aus dem Gefängnisse nach einem Boote im Hafen, welches sie alsbald an Bord eines Antwerpener Schiffes führte. Als die Jungfrau hier beim Fackelschein zuerst die, Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit ausdrückenden, aber etwas plumpen und von Blatternarben entstellten Züge ihres tapfern Geliebten sah, erschrack sie nicht wenig. Sie hatte sich den kühnen Seehelden immer in ähnlicher Gestalt vorgestellt, wie der heilige Michael im Dom zeigte. Andererseits fiel Herrn Hans jetzt, als er in Sicherheit war, der Bruch seines [illegible] auf die Seele.

Kaum waren sie daher glücklich in Lübeck angelangt, als Herr Hans ein köstliches Gastmahl zurichten ließ, wie er es nach dem von seinem, inzwischen verstorbenen Vater ererbten Reichthume thun konnte. Es waren viele Rathsherren, Patrizier und angesehene Kaufherren, namentlich aber alle gerade in Lübeck anwesenden Canonici des Domstiftes eingeladen. Als sich nun je ein Männlein und ein Fräulein in die zweisitzigen Sessel an der Tafel niederlassen wollten, wunderten sich Alle sehr, daß Herr Hans seine Braut dem Vetter des Herrn Dechanten, einem schönen, jungen Ritter (welcher das Gnadenbrod bei seinem hochwürdigen Verwandten genoß), als Tischgenossen,

zuführte und selbst allein am untern Ende des Tisches Platz nahm. Der Spielgreve mit der großen Musika ließ nun lustig aufspielen und die Tafel wurde nicht leer von Kuchen und Wildpret, gebratenem und gesottenem, die silbernen Pokale stets wieder voll von edlem Weine.

Endlich als man zur Genüge gegessen und getrunken und darauf das Gratias gesprochen hatte, stand Herr Hans Holm auf und trug in wohlgesetzter Rede vor, in welchen gefährlichen Zwiespalt er sein Gewissen durch den schnurgerade wider seines Vaters selig Gelübde laufenden Schwür gebracht habe, und bat nun die anwesenden frommen und gelehrten Herren, ihm in dieser schwierigen Sache zu rathen und zu helfen. Da erhub sich unter den Canonicis eine heftige Disputation verschiedene Stunden lang, mit aller scholastischen Feinheit lateinisch geführt, welche aber endlich dennoch ein Ende nahm, weil die geistlichen Herren fleißig die vom Reden trockene Kehle mit edlem Weine vom Rhein und aus Frankreich und Spanien angefeuchtet hatten, so daß die heftigsten Vertheidiger der Bündigkeit des zweiten Schwures sanft entschlummernd, den Gegnern das letzte Wort und den Sieg ließen.

Nun ſtand der Dechant auf und erklärte als Ergebniß ihrer gründlichen und durch die Autorität aller alten und neuen Kirchenſchriftſteller unterſtützten Unterſuchung, daß Herr Hans Holm, getreu dem Gelübde ſeines Vaters, die Jungfrau von ſich zu thun, ſein Vermögen aber auf eine ſeiner Seele möglichſt heilſame Weiſe zu verwenden habe, für welchen letztern Zweck er das Stift als Verwalter des Geldes für milde Zwecke in Vorſchlag brachte. Herr Hans Holm ſah ſich noch einmal ſein ſchönes Liebchen an (welches ihn aber ganz vergeſſen zu haben ſchien und ſich angelegentlichſt, Hand in Hand, mit ihrem Stuhlnachbar unterhielt) und erklärte, daß er, dankbar den Eifer der ehrwürdigen Herren für ſein Seelenheil anerkennend, ſich hiermit von ſeiner Retterin feierlichſt für immer trenne, derſelben aber zur Entſchädigung ſein Vermögen als Ausſteuer ſchenke, auf daß er bis an ſein Ende, treu dem Gelübde ſeines Vaters, keuſch, arm und der Kirche gehorſam leben und ſo die ewige Seligkeit einſt gewinnen möge. Alle riefen mit Becherklang und lautem Schall der Muſika dem Entſchluſſe des Ritters ihren Beifall zu, während der Stuhlgefährte der ſo reich begabten Jungfrau zu ſeinem hochwürdigen Herrn Vetter, dem Dechanten, ging

und angelegentlichſt einige Worte mit demſelben flüſterte, worauf dieſer ihn der Geſellſchaft als den Bräutigam der beſagten Jungfrau vorſtellte.

Die Beiden haben nun noch lange in Frieden und Freuden gelebt und eine blühende, zahlreiche Nachkommenſchaft hinterlaſſen. Herr Hans Holm ſtiftete aber in den Dom zum Andenken an ſeine Rettung ein Marienbild in blauem Kleide nach ſeiner Retterin Conterfei; rechts ſiehet man ihn knieen in ritterlicher Tracht, links ihn noch einmal in Ketten und Banden, wie er im Thurm ausgeſehen hat. Keuſch, arm und der Kirche gehorſam hat er noch lange der Stadt mit ſeinem guten Schwerte gedient und iſt endlich, wie's ein braver Kriegsmann nur wünſchen mag, in einem ſiegreichen Seegefechte gegen die Dänen geblieben. Nur eine Freude hat er ſein Lebenlang außer der Luſt im Kampfgewühl gekannt, das war ein friſcher, feuriger Trunk. Als ihm dabei einmal der Teufel erſchien und ihn irren wollte, indem er ihm auch dieſes als Sünde wider ſein Gelübde deutete, da hat er dem Satan den Krug an den Kopf geworfen und ein Bild malen laſſen, welches noch vor wenigen Jahren über dem Todtentanze in der Marienkirche hing. Auf dem Bild ſieht man Herrn Hans Holm mit dem Weinkruge und

hinter ihm den Teufel; unter der Schilderei ſteht aber geſchrieben, was Herr Hans damals ſprach:

Wik, Düvel (Teufel) wik, wik wit von mi,
Ik mak my'n ellen Deut ut di.
Ik by'n pommerſchen Edelmann,
Wat geit di Düvel my'n Suven (Saufen) an?
Ik drink im Heven (Himmel) ak'n geben Chriſt,
Wenn du Düvel in de Hell fmeeren müßt.

XII.

Junker Wichold von Boerin.

Um Leben und Thaten dieſes edlen Junkers kennen zu lernen, habe ich dich, lieber Leſer, weder auf das Schlachtfeld, noch in die Rathsverſammlung zu führen, ſondern in den Tanz- und Bankettſaal, und zwar nicht in jenen auf dem Rath- und Compagniehauſe, wo einſt nach großer Lebensgefahr und Noth für der Stadt Wohl die Patrizier ſchon ohne Scheu vor den Augen der niederen Bürger prunken konnten. Mit jenen alten Wohnhäuſern — mit den drei Zimmern und zwei Fenſtern neben der Thür, hoher Hausflur und fünf durch, im Treppengiebel angebrachte Holzluken verdunkelten Böden, wie ich ſie früher ſchilderte — ſind für die adelichen, reichen Herren durch italieniſche Steinmetzen und

französische Dekorateurs gewaltige Veränderungen vorgenommen. Der Giebel, bis zu seinem halbkreisförmigen Abschusse voll heller Glasfenster, ist mit sandsteinernen Säulen und Säulchen, Bildsäulen und Bildsäulchen aller Art bedeckt. Wenn auch die Hausflur mit der ringsum zu den Schlafgemächern führenden Gallerie noch immer hoch genug ist, um Waaren aufzunehmen, so zeigt namentlich der in ein Gärtchen umgewandelte Hof jetzt ein ganz anderes Ansehen. An der Stelle, wo früher die einträglichen Buden der Wurtinsassen standen, ist jetzt ein Seitenflügel für den Speisesaal erbaut, wo zwischen Arrastapeten, venetianischen Spiegeln, Marmortischen und Krystallkronleuchtern das schwer erworbene Gut leicht verzehrt wird.

Wenn sich aber auch jetzt das Leben des Patriziers hauptsächlich hierher, wo der nächtliche Gesang und Becherklang nur den arbeitmüden Nachbar im Schlaf störte, zurückgezogen hatte, so zeigte er sich doch auch noch mitunter öffentlich. So lange das Geld für diese Prunkzüge ausreichte, schienen die Patrizier auf solche Weise zeigen zu wollen, wie wenig es sie schmerze, durch das Aufhören Lübecks als einer nordischen Macht ihr auswärtiges, durch die immer enger

ſie umgränzenden Rezeſſe ihr inneres Anſehen und Wirken theils verloren zu haben, theils bald verlieren zu müſſen.

Wenige von den Herren gaben ſich jetzt wieder ernſtlicher dem Handel und Fabrikbetrieb hin, welcher ihre Vorfahren reich und groß gemacht hatte, und ſuchten, wie dieſe, wahre Väter der Stadt zu ſein; im Allgemeinen trachteten die Alten nach Erneuerung ihres zerrütteten Vermögens durch widerrechtliches Brauen, Malzen, Handwerksbönhaſen-Setzen auf ihren Gütern, oder gar Geldwucher, während die jungen Herrn an fremden Höfen herumſchwärmten. Manche der Alten waren ſchon bei den Streitigkeiten wegen dieſer Eingriffe in die Gerechtſame der Zünfte mit ihren Gütern unter fremde Oberhoheit gegangen und Beamte im Fürſtendienſte geworden; mancher Junge tröſtete ſich über den Verluſt ſeines Vermögens durch den Stempel geiſtreicher Bildung und Courtoiſie, welchen ihm irgend einer jener kurioſen Dichterorden durch feierliche Aufnahme in ſeinen luſtigen, duftigen Kreis aufgedrückt hatte.

Ein ſolcher Blumendichter hatte auch den Zug angeordnet, welchen wir jetzt, um zur Sache zu kommen, ſich am Maifeſte nach alter Sitte

hinaus zur Olausburg bewegen ſehen. Eine große Maſſe Volkes harret ſeiner am Thore; denn heut, wo ſich die Patrizier nach alter Weiſe zuerſt, ſtatt in den dunklen Pelzkleidern, im Maihöken (Sommerkleidern) zeigen, werden jetzt auch nach neuer Weiſe die neueſten Moden aus Paris und Madrid zur Schau geſtellt werden. Wie wogen die hohen Schwungfedern bei Herrn und Damen an den winzigen, von edlen Steinen widerſtrahlenden Hütchen! Kaum iſt bei ihnen noch die menſchliche Körperform vor den dicken Hals- und Handkrauſen und ſteifen Böſchungen der mit ſeidenen Puffen beſetzten Gold- und Silberbrokatkleider zu erkennen. Das Auge iſt geblendet von der bunten Farbenmiſchung der Stoffe und dem Glanz der Ketten und Steingeſchmeide. Selbſt die Pferde ſind mit bunten Decken behängt, am Zaume mit edlen Steinen, am Kopfe mit Federn geſchmückt. Ein lautes Ah! geht durch die Menge, als die ſchwerfälligen, eben erſt aufgekommenen Karoſſen mit ihren reichen Vergoldungen mühſam von den vier ſtarken Pferden herangezogen werden. Aber der prächtigſte von allen iſt doch der Junker von Sverin, welcher dort auf dem weißen Pferde mit rothen Augen neben dem Muſchelwagen kourbettirt, in welchem

die flandrische Gräfin sitzt, so er jüngst mitgebracht hat. Kundige Leute sagen zwar laut, die sogenannte Gräfin sei die abgedankte Maitresse eines Fürsten, so hochmüthig und spöttisch sie auch auf das vergebliche Bemühen der Pfahlbürger, den Glanz der Höfe nachzuahmen, herabsieht. Die große Reise, von welcher der Junker vor Kurzem zurückgekehrt ist, muß viel Geld gekostet haben; warum sähe sonst sein braver Vater mit dem ehrwürdigen, nicht von Puder, sondern von Sorgen für Staat und Familie weißen Haare so trübe aus? Im schlichten, dunkeln Tuchrocke, nur geschmückt mit den Gnadenketten, welche ihm fremde Fürsten, als Anerkennung seiner unbestechlichen Rechtlichkeit, seiner umsichtigen Geschäftskunde bei wichtigen Kongressen, verliehen haben, reitet er still auf dem unscheinbaren, aber tüchtigen mecklenburgischen Pferde fort, als fürchte er sich zu ärgern, wenn er sich nach seinem Herrn Sohne umschaue.

Der Zug nähert sich jetzt der Brücke, welche nach der, auf einer Insel in der Wakenitz gelegenen Ratzeburg führt. Der Spielgraf mit der großen Musika und den Trompetern, alle in der Stadt Farben gekleidet, empfängt sie hier mit einem lauten Tusch. Der Rolkgraf mit den Hauk-

dienern und des Rathes reitenden Dienern, alle in ihren eigenthümlichen Trachten, hielten an den Pforten Wache, während auf der Hausflur die Schaffer die ankommenden Zirkelbrüder und Angehörigen derselben begrüßten. Die Wände des Speisesaales waren mit köstlichen flandrischen Tapeten behängt, welche Thaten früherer Zirkler darstellten. In der Ecke des Saales schimmerte ein Credenztisch, auf allen drei Absätzen mit silbernen Pokalen besetzt, denn für jede der üblichen und in die Becher eingegrabenen Gesundheiten war ein besonderer bestimmt. Der größte, fast vier Fuß hohe zeigte die Inschrift des letzten Hochs: „Auf das Wohl aller schönen Frauen und Jungfrauen!“ Auf der Tafel stand schon der erste Gang: acht Schüsseln mit vier Schinken und vier Rinderbraten nebst Senf und Oliven; auf einem großen Seitentische stellte so eben der Koch mit seinen zwölf Gehülfen die folgenden Gänge hin, als: zweitens gesottenen Wildbraten, drittens Schaffleisch mit Ingwer, viertens Pottbest mit Rosinen, fünftens Mandelmuß mit heidenschen Kuchen, sechstens Hirschbraten mit Oranienäpfeln, siebentens ein Schwan mit des Kaisers Wappen vor der Brust, achtens ein Pfau mit der Stadt

Wappen in Gold. Als Nachtisch stand hier zweierlei Gebackenes, Butter und Käse und der riesige Kuchen mit den Wappen der sechzehn zirkelfähigen Geschlechter und der Umschrift: „Lübeke aller Städen schone, von riker Ere dregest Du de Krone!“ Silberne Schüsseln mit Rosenwasser und Damastücher waren bestimmt, zuletzt herumgereicht zu werden zum Händewaschen, da jeder mit dem Messer, welches ihm in einem Futteral am Gürtel hing, und mit den Fingern aß.

Während sich nun die ältern Zirkelbrüder und die Damen in bunter Reihe an die Tafel setzten, stellten sich die jüngeren Genossen um den letztbeschriebenen Tisch, um von dort jedes Gericht unter lautem Jubel der Musik aufzutragen; erst beim Nachtisch sollten auch sie sich an die, dann von Schüsseln stöhnende Tafel setzen. Auf einmal wurde jetzt der, seit Jahrhunderten wohlgeordnete Gang des Festes durch einen heftigen Wortwechsel unterbrochen. Wicbold von Syerin, der jüngste der Zirkelbrüder, hatte sich neben seiner flandrischen Gräfin an die Tafel setzen wollen, und, als ihn die Schaffer zu den Aufwartenden hinwiesen, mit dem wüthenden Ausrufe: ob man ihn für einen Diener halte? Hand an's Schwert gelegt. — Eine ungeheure Aufregung bemächtigte

ſich aller, Wicbold aber, welcher die Uebermacht aller ſich gegen ihn erklärenden ältern Brüder, die Unentſchloſſenheit der jüngeren erkannte, reichte der Gräfin den Arm und ſprach: „Folget mir, ſchöne Frau; es wird Euch nicht gereuen, an dieſen, wie Ihr ſeht, bäuriſchen Speiſen Euch nicht den Magen verderben zu haben.“ Gelaſſenen Schrittes, höhniſch die vor übergroßer Wuth einen Augenblick ſtumme Geſellſchaft überblickend, wollte er mit ihr den Saal verlaſſen, da fiel ſein Blick auf das zitternde, weißgelockte Haupt ſeines alten Vaters. Die rechte Seite des Geſichtes war krampfhaft verzerrt, der rechte Arm hing, wie leblos, zurück, während er ſich vergeblich mit der rechten Hand aufrecht im Stuhl zu halten, wie auch zu reden, ſtrebte. „Ihn hat der Schlag gerührt!“ riefen mehrere Stimmen, entſetzt fiel ihm der Sohn um den Hals. Der Alte machte eine Handbewegung, als wolle er ihn von ſich ſtoßen. „Ich ſterbe, dir wird's fehlgehn, Thor! Bube! Im Keller Hülfe!“ ſtöhnte er aus tiefer Bruſt, nur dem Sohne verſtändlich, ſank in den Stuhl zurück und war todt.

Wicbold von Sverin hatte dem wackern Vater, den er vor der Zeit in die Grube ſtieß, eine fürſtliche Begräbnißfeierlichkeit gehalten und ſein

Grab mit einem herrlichen Denkmale geschmückt. Dann war er, mit allen städtischen Standesgenossen zerfallen, auf sein Landgut hinaus geeilt, wo sofort ein prächtiges Schloß wie aus dem Boden wuchs, um die adelichen Abenteurer aufzunehmen, welche sich bald in großer Anzahl bei ihm einfanden. So wurde fort und fort banketirt und getanzt, gespielt, getrunken und gejagt, bis ihn eines Morgens sein Hausmeier aus den dumpfen Weindunstträumen rüttelte. „Er möge sich rasch ankleiden und im nahen Walde spazieren gehen; sein bewegliches Vermögen sei längst hin und seine liegenden Gründe so verschuldet, daß die Gläubiger sich nicht mehr von ihm, dem Hausmeier, hatten vertrösten lassen wollen und den Herrn selbst zu sprechen begehrten. Sie seien zahlreich mit etlichen Gerichtsdienern auf der Hausflur versammelt.“ Wicbold kannte die Strenge der Lübeckischen Schuldgesetze zu gut, hatte zu oft mit kalter Bosheit die, selbst die persönliche Freiheit gefährdenden Executionen bei seinen armen Insassen, wenn sie den Grundzins nicht zahlen konnten, angesehen, um nicht alsbald dem guten Rathe seines Hausmeiers Folge zu leisten. Von der dumpfen Betäubung des nicht ausgeschlafenen Rausches befangen, nur angethan mit einem leich-

ten Morgengewande, war er so bis zum Nachmittage in den großen Revieren des Lauerholzes, welche nach seiner Familie „der Sverin“ hießen, umhergeirrt; endlich brachte ihn der nagende Hunger zur klaren Besinnung. Aber er scheute sich, unter Menschen zu gehen, und setzte sich daher verzweifelt unter einem Baume hin, wo er in der Ferne die Sonne hinter der Stadt, in welcher er so mächtig und angesehen hätte leben können, untergehen sah. Er gedachte seit langer Zeit zum erstenmale wieder seines sterbenden Vaters, doch auch der letzten Worte desselben.

Ein Geräusch weckte ihn aus seinen Träumen; er sah in wallendem, schwarzem Talare, ein großes Buch unter dem Arme, den seit langen Jahren unter dem Namen „des tollen Nikolaus“ in der Stadt bekannten Menschen heranschreitten. Es ging die Sage, und Nikolaus selbst bestätigte sie durch dunkle, bilderreiche Reden: er sei vor langer langer Zeit, als fahrender Schüler, in die Herberge zum goldenen Stern in der Mühlenstraße gekommen. Es war schon spät Abends gewesen und nur noch der Hausknecht wach, und habe selbiger, da wegen des Bohurt (Weihnachtmummerei) das Haus mit Fremden besetzt war, ihn abweisen wollen, endlich aber doch den

Nikolaus auf sein inständiges Bitten nach einer Rumpelkammer, hoch oben unterm Dach, geführt, damit er für die Nacht Obdach fände. Des andern Morgens habe aber der Hausknecht im Drange der Geschäfte den späten Ankömmling vergessen und sei Niemand wieder auf die Bodenkammer gekommen, als endlich die Maurer, da man sieben Jahre später das Haus niederreißen und neu bauen wollte. Die hätten dort einen uralten Greis schlafend gefunden, welcher, mit Mühe erweckt, sich für den fahrenden Schüler Nikolaus ausgegeben, und aus dessen Rede sich obige Geschichte ergeben. Seit der Zeit lebte Nikolaus hier im Holze in einer hohlen Eiche, von Vielen aufgesucht und mit Speis und Trank unterstützt (er aß aber nur einheimische Früchte und Milch), weil er für einen untrüglichen Wahrsager galt.

Mochte nun Wicbold sich die letzten Worte seines Vaters laut vorgesagt haben, oder wie es geschehen war, Nikolaus trat vor ihn hin und wiederholte den Schluß derselben: „Rube, Thor! Hülfe im Keller!“ indem er hinzufügte: „Warum gehst du nicht in den Keller deines elterlichen Hauses, die Hülfe zu benutzen?“ — Gleich sehr von diesem letzten Hoffnungsstrahle, als von Scheu vor dem allgemein gefürchteten Menschen

getrieben, eilte Wicbold schleunigst nach der Stadt Unbemerkt gelangte er in der Dunkelheit nach den väterlichen Hause; die Schlüssel waren auf seinen Landgute, er ging daher in den engen Budengang neben dem Hause, stieg über das Hofgeländer und schaffte sich so, indem er ein Fach aus der Glasthüre zwischen Hausflur und Hof schlug, einen Eingang. Bis dahin hatte ihn nur der Gedanke „im Keller hat der Vater für den Nothfall Geld versteckt!“ erfüllt; als jetzt aber die Fensterscheiben klirrend auf die Steinplatten der hohen, wiederhallenden Diele fielen, und er den schweißtriefenden Kopf durch die Oeffnung in den kühlen, schon völlig finstern Raum steckte, erschrack er plötzlich. Seit dem Begräbnißtage seines Vaters war er nicht in dem Hause gewesen; er kniff die Augen zu, denn er wähnte den hohen Katafalk des Verstorbenen vor sich durch die Dunkelheit schimmern zu sehen. Aber die Geldgier siegte, rasch sprang er durch die Thüre; links bei der Küche war die Kellertreppe; die Schlüssel zur Kellerthüre mußten nach alter guter Haussitte neben dem Bette des Vaters hängen. Mit glühendem Kopfe und pochendem Herzen trat er in das düstere Schlafgemach, wo er nicht nach dem Kopfkissen des noch gemacht stehenden Bettes zu blicken wagte, als

müſſe er dort wieder des Vaters Todesantlitz ſehen. Haſtig ſtürmte er in den Keller. Beim ſchwachen Lichte eines kleinen Gitterfenſters ſah er nichts, als ein Faß; er griff hinein — es war leer, er ſuchte in allen Ecken — er hatte ſich getäuſcht. Da ſchlug etwas an ſeine Stirn, er faßte darnach, es war ein tüchtiger Strick, welcher von der Decke herabhing. — „Das alſo iſt die verſprochene Hülfe!“ ſchrie er, ſtieg auf den Rand des Faſſes, ſchlang ſich den Strick um den Hals und ſtieß das Faß mit dem Fuße weg. Er ſtürzte ſchweren Falls auf den Boden, daß ihm die Sinne vergingen.

Als Wiebold wieder zu ſich kam, ſchien die Sonne freundlich durch das Gitterfenſter, und eine ſchwere Laſt lag auf ihm. Er rieb ſich die Augen, um ſich des ſchweren Traumes, wie ihm die geſtrigen Vorfälle vorſchwebten, zu erinnern. Da ſah er, daß auf ihm, neben ihm ein Berg blinkender Goldgulden lag; der Ring, an welchem der Strick an der Decke befeſtigt geweſen, war mit einem Steine des Gewölbes herabgefallen und hatte ſo jenen, über demſelben eingeſperrten Schatz befreit.

Die Gläubiger wurden bezahlt und einige Wochen beſonnen gelebt; wie aber nach und nach

die alten Zechgenossen sich wieder einstellten, ging auch das frühere wilde Leben wieder von Neuem an. Der alte, treue Hausmeier wagte jetzt zwar mitunter zu warnen, und Wiebold selbst hatte seit jenem schrecklichen Tage seine nachdenklichen Stunden, aber die Macht der Gewohnheit fesselte ihn. So ging er auch eines Abends, als er, nachdem die Baarschaft längst wieder aufgeräumt war, wieder eine bedeutende Summe auf sein väterliches Haus aufgenommen hatte, im Walde bei seinem Landgute, von welchem ihm auch kein Stein und keine Scholle mehr gehörte, in Gedanken vertieft spazieren. Auf einmal fühlte er sich am Kleide gepackt; erschrocken blickte er nieder. Vom Gebüsche halb verborgen lag der tolle Nikolaus im Todeskampfe. „Thut Buße und bessert Euch, denn der jüngste Tag ist nahe!“ rief er; „wenn die Sonne viermal gesunken ist, gehet sie nicht wieder auf, sondern die blutige Sonne des Gerichtes über Lebendige und Todte!“ Um sich loszumachen, beugte sich Wiebold zu dem Alten nieder und sprach: „Redest du die Wahrheit?“ — „Bei meiner armen Seele Seligkeit!“ antwortete der Tolle und verschied.

Wiebold glaubte den Worten des Wahnsinnigen; statt aber Reu und Schrecken zu fühlen bei

der Vorstellung des nahen Gerichtes, benutzte er die Wahrsagung vielmehr zu einer kühnen Spekulation. Bei Juden und Christen, bei jedem, welcher nur noch leihen wollte, wurde geborgt, um die vier Tage in einem Jubel, wie noch nie vordem, zu verbringen. Alle neuen und alten Gläubiger wurden auf den fünften Morgen bestellt, sich ihr Geld zu holen, und weil der Junker schon einmal so unerwartet wieder reich geworden, traute man seinem Worte. Am Abende des vierten Tages schien der tolle Jubel das Mögliche überbieten zu wollen. Wicbold stürzte Becher auf Becher des feurigsten Weines hinab, schlug endlich alles Geräth, laut singend, mit den wüsten Zechgesellen in Stücke, bis er bewußtlos zwischen den Trümmern zu Boden fiel.

Ein heftiges, anhaltendes Rütteln weckte ihn endlich am andern Morgen, und ein schöner Sonnenschein zeigte seinem stumpfen, stumpfen Sinne, daß die Welt noch nicht untergegangen sei und das ganze Zimmer voll Gläubiger stehe. Wicbold von Sverin wurde nun von Haus und Hof getrieben; er war bald so arm, daß er hätte verhungern müssen, wenn nicht die Patrizier sich

seiner erbarmt hätten. Sie ließen ihm ein silbernes Schüsselchen machen; wo er sich in ihren Häusern mit demselben zeige, solle ihm darauf Speise gethan werden. Sein Nachtquartier war im Stroh unter den Frachtwagen in der Mühlenstraße. Nicht selten fand er, daß die Schweine, welche das ältere Recht an diese Schlafstätten hatten, allen Raum schon weggenommen; dann pflegte er sie mit Fußtritten fortzujagen und zu sprechen: „Steht auf, ihr Säue, und macht einem Lübeckischen Junker Platz!“ — Sechsundzwanzig Jahre hatte er so gelebt, als man ihn eines Morgens erfroren in besagtem Nachtquartier liegen fand.

Die Wilddiebe.

Ein Bild aus dem Volksleben des württembergiſchen Schwarzwalds

von

Dr. A. Widmann.

Otto von Lynch an Elisabethine in Hamburg.

Schloß Linden am Neckar 1813.

Der Frühling blüht; die Linden im Garten stehen im hellen Grün, und schaut Alles so sehnsuchtsvoll der Morgensonne entgegen.

Bald sind die sechs Wochen schon wieder hingegangen, in denen mir so lustig und doch so traurig zu Muthe ist: ich meine jedes Jahr, wenn der erste warme Hauch in den Pappeln spielt, die vor meinem Fenster stehen, ich müsse zur Harfe greifen; und wenn ich dann nicht Töne, und nicht Worte finde, so hole ich die Flinte aus dem Kasten, gehe in kühlen, grünen Wald, und treibe mein Wesen, um das Ihr mich so oft verlacht und bespeidet habt.

Ich kann's einmal nicht lassen; es ist so schön unter den Buchen, im einsamen Waldthal, wenn alle die Gestalten zu mir kommen, die schmerzlich und lieblich meine Vergangenheit beherrschen.

Ich halte dann wohl Zwiegespräch mit ihnen bis zum Abend, und der Nachtwind sagt mir Manches in's Ohr, was eines Menschen Wort mir nicht enträthselt hätte.

Viel Kampf und Drang hat das Frühlingswesen in meiner Seele beschwichtigt; es wandelt wohl manche schwarzverschleierte Gestalt an mir vorüber, wenn aber die Sonne am Maimorgen aufgezogen kommt, lachen so freundliche, frische Gesichter aus den Trauerkleidern, daß mir alles bittre Weh vergeht.

Ich möchte die Erinnerungen dann wohl aufschreiben; denn ich denke an Euch im Norden, wie freundlich Ihr mich anhören würdet, wenn ich Machiavelli und des Gratian Büchlein von der Klugheit in Schrank stellte, und Euch so schöne Dinge erzählte, von Lieb und Leid, voll Waldgeruch und Sonnenschein; wie gar so treu und ungläubig mich die kleine blonde Elisabethine anschaute, wenn ich ihrem blutjungen pochenden Herzen, dessen ganzes Leben nur ein Warten ist auf Lieb und Lenzeszeit, begreiflich machte, daß die Liebe eine schwere und große Kunst sei, die man lernen muß bei manchem harten Meister; daß diese Lehrzeit auch mir eine vielverschlungene Kette von Leid und Lust, von Schuld und Opfer

war. Ein Ring aus dieser Kette ist die Geschichte meiner ersten Liebe, wie sie mir jetzt seit Jahren wieder einmal aus der vollen Seele strömt.

Sie erinnern sich, wie oft wir bei Eurem gastlichen Kamin von meiner bewegten Jugendzeit sprachen, und geheime Bezüge darin suchten, daß alle Schicksale, welche entscheidend in mein Leben traten, auf den 7. Monatstag fallen. Ich erzählte Ihnen viel, viel, und mochte nur den Sommer 1832 nicht berühren.

War von dieser Zeit die Rede, dann verstummte meine Heiterkeit, und Ihr brachet ab, weil Ihr glaubtet, die Erinnerung an meine Mutter, die damals hingegangen war, schmerze mich so sehr. Ich ließ Euch in diesem guten Glauben, wenn schon die milde englische Gestalt es nicht war, die mir die Thränen auspreßte. Eine heiße Leidenschaft, „von der Niemand nichts wußte", quälte mich noch in jener Zeit, da ich bei Euch weilte, obschon jede Erfüllung eine Unmöglichkeit war.

Im Frühjahr 1832 ließ mich mein Vater von Heidelberg abholen, und bald darauf standen wir am Grabe der Mutter. Mir war so eng in den Zimmern, und als endlich der Vater zum Fortgehen mahnte, waren die Vorlesungen schon

zuweit vorgerückt, um sie mit Nutzen noch hören zu können. Ich bat ihn darum, mich bis zum Herbste auf einige Monate zu seinem Freunde, dem Oberförster von Berg in den Schwarzwald zu schicken, weil dort gar Manches zu lernen war, was mir einst auf dem eigenen Gute von Nutzen sein mußte.

Frisch wie ein junger Bursche von zwanzig Jahr, zog ich vom Neckarthal hinauf in die Berge, um von dem Freunde das Forstwesen zu erlernen, der mir auch einen alten Jägersmann, Rühs mit Namen, zugesellte, um das edle Waidwerk üben zu können.

Soviel ist zu wissen nöthig, damit Sie die folgenden Skizzen verstehen, die besser von einer kunstreicheren Hand zum Roman verarbeitet wären. Die Lücken werden Sie leicht mit Ihrem großen Sinne ausfüllen, und das Angedeutete verstehen.

O es war eine wilde und schöne Zeit, Elisabeth —! Leben Sie wohl.

I.

Stille Liebe.

Im tiefen Schwarzwald liegt eine enge Thalschlucht, abgeschieden von der übrigen Welt. Wild bricht der Bach, oft verschwindend und nur durch sein Tosen bemerkbar, zwischen großen, umhergeschleuderten Felsblöcken durch. Kein Erlenbusch, nicht die gesellige Weide wächst über dem Gestein, nur die Ranken des frischknospenden Brombeers wuchern in den Spalten und breiten sich über weiches, veilchenfarbiges Moos.

Zu beiden Seiten erhebt sich steiler, immer steiler der Berg, nichts als Farrenkraut und Ginster, Haiden und Stein. Kein Laut, kein Ton! Nicht einmal der Specht klopft im Tannenwald, der die Haide begränzt, kein Rehruf hallt von dem kleinen, heimlichen Grasplatz her, der hoch oben mitten in der Stille, mitten im Walde sonnig lacht.

Kuppe baut sich über Kuppe, nichts als dunkler schwarzer Wald, nur Nebelwolken, die sich, wie vom Rocken, am Berge abspinnen, nur purpurfarbene Lichtstreifen zeigen, wo die Frühsonne hindringt. Das Haupt der höchsten Berge ist öde, voll Trümmer und Schneeplätzen, unheimlich und schwer zu erklimmen. Auch wandelt nicht leicht ein Mensch darüber, denn es geht eine dunkle Sage durchs Land, und das Volk scheut sich vor „der Teufelsmühle."

Dort hat der Teufel eine Mühle gebaut, und Felsen gemahlen aus Grimm und Bosheit, als das Lied von der Auferstehung des Heilands in den Thälern klang. Das war ein Donnern und Wettern, daß Keiner im Thal mehr die Worte des Priesters hörte. Es war aber eine fromme Magd, die nahm Wachs von der heiligen Kerze, und stopfte sich und Andere die Ohren; da vernahmen sie nichts mehr von dem teuflischen Lärm, die Engel aber hörten sie doch singen, und wurden selig im Herrn.

Dieß betrübte den Teufel gar sehr, und er verschwor in dieser Gegend zu wohnen, wo ihn die Leute verlachten, und ihm „Wachspeter" riefen. Ist aber ein böser Jägersmann oder sonst ein Flucher und Schwörer im Thal, dann versucht

ihn der Teufel, wenn er bei Wein und Würfel ſitzt; der böſe Mann muß prahlen, und ſich verwetten: er wolle um Mitternacht über des Teufels Mühle gehen, und dem Wachspeter rufen; und die andern am Tiſch lachen und ſagen: er ſei ein Großhans; und die alte Wirthin am Spinnrad murmelt ein „Gott ſei mit uns," und dreht die Spule geſchwinder; denn ſie weiß wohl, daß ihn der Stolz forttreibt in des Teufels Rachen. Wenn dann in der Nacht ein ſchwer Gewitter aufzieht, daß der Wald glitzert und glimmt, wie am jüngſten Tag, dann betet ſie laut ein Vaterunſer, und der Sohn auf dem großen Kachelofen ſpricht halb ſchlafwach das Amen nach; die Kinder aber wickeln ſich tiefer in die Decke, als könnte ihnen der Böſe dann weniger anhaben. — Den Großhanſen ſieht keine Seele mehr.

Wo die Schlucht, von der wir reden, anfängt gegen Norden in ein breiteres Thal auszulaufen, daß man wohl ſchon die Glocken herüberklingen hört, da tritt auch der Wald weiter herab, faſt bis an's Waſſer; das mildere Grün der Buchen funkelt durch die Tannen, ein kleiner, runder Raſen, kaum eines Morgens groß, blüht und grünt von Ranunkel und Gras. Das Bett des Baches iſt abgegraben, und treibt auf der rechten

Seite die Räder einer Mühle, die halb in den Berg hineingebaut ist, so daß man von hinten eben in die Scheune gelangt. Aber kaum hundert Schritte geht das Wasser still und tief, und fort rauscht die Flut über Fels und Stein, zorniger und schäumender, als zuvor.

Links ziehen von allen Seiten kleine Fußpfade aus dem Wald, und laufen bei einer kunstlosen Brücke von unbehauenen Tannen zusammen, die zur Mühle führt. Tiefe, übergraste Radspuren zeigen, daß mit Noth und Plage, doch selten, das Korn auch zur Mühle gefahren wird, obwohl man kaum begreift, wie ein Wagen über diese Steine und Berge gelangt, denn eine Krümmung der Schlucht und der dichte Wald verdecken die Aussicht in's weitere Thal.

Auch hier, wie überall, ist lautlose Stille. Das Mühlwerk steht; kaum ist der Tag angebrochen, und wenn die Sonne um die Bergesgipfel spielt, und der Tannenduft, der mit dem Morgen sich ergießt, auch die Lüfte füllt; unten ist's noch düster und kalt, obwohl alle Formen in schneidender Schärfe hervortreten.

Mit einem Male drängte es vom Berge herab durch den Wald, wie das Wild durch die Büsche bricht; rasche, elastische Tritte wurden hörbar, und

ein junger Jägersmann tritt hervor. Mit Hülfe der Sträucher schwang er sich auf einen Felsblock, welcher der Mühle gegenüber, wie eine Warte, die Gegend beherrschte.

Vorsichtiger, als man es von so jugendlichen Zügen, die keck und frisch, Trotz eher, als Bedachtsamkeit aussprachen, erwarten konnte, suchte er seine Bewegungen zu verbergen, als fürchtete er, von jenseits des Thals gesehen zu werden und wäre der äußerste Posten eines angegriffenen Heeres.

Wer ihn im Moose liegen sah, verdeckt durch die Sträucher und Farrenkräuter, wie er spähend die glänzenden, braunen Augen von Busch zu Busch rollen ließ, und weiter über den gelbblühenden Ginster bis tief hinein in den Tannenwald, der wäre eher an die Grenzjäger von Kentucky in ihrem ewigen Krieg mit den Rothhäuten erinnert worden, als an die friedlichen Thäler des württembergischen Schwarzwalds im Jahr 1832.

Eben hatte der Jüngling seine Untersuchung vollendet, wie es schien, zu seiner Zufriedenheit, und richtete sein Auge freundlich auf die leuchtenden Fenster der Mühle, zu denen endlich der goldene Schein von den Bergen herabgesunken war, als die Thüre sich öffnete, und zwei Waisen

spielend hervorliefen, und sich in der kleinen Hofraithe tummelten.

Bald darauf trat ein Mädchen heraus; in ihren hellen Locken spielte der frische Hauch, der ihr entgegenwallte, und würde diese gar sehr in Unordnung geweht haben, hätte nicht eine blaue Haube, geschmückt mit Flitter und Glasperlen, die wie eine Krone um die Stirne lag, das Haar zusammengehalten. Der kurze Rock, schwarz, mit handbreitem, hochrothem Saum, die blendend weiße Schürze und Fürtuch, die blauen, hohen Strümpfe mit weißem Zwickel schienen fremdartig in dieser Gegend, die ganz andere Sitt' und Trachten hat.

Ihre erste Bewegung war, daß sie nach der Brücke hinschaute, als erwarte sie auf einem der Pfade eine gewohnte Gestalt. Sinnend hielt sie einen Augenblick; — dann wandte sie sich rasch gegen den klaren Quell, der gerade neben der Mühle hervorströmt, und in eine kleine Röhre gefaßt, den hölzernen Trog füllt, welcher zwischen der goldenblühenden Butterblume und ihren saftigfrischen Blättern liegt. Schnell wusch sich Anna Marie, oder wie der Dialekt es ausspricht, Ammrey, die Augen hell, und die Stirne kühl, die weißer war, als die Kirschblüten, die über

ihr hingen, und weißer als der Hollunderbluſt, der in der Ecke des Gärtchens ſchimmerte. Ein altes, verwittertes Muttergottesbild, ſelten geſehen ſonſt in dieſer proteſtantiſchen Gegend, ſtand zunächſt am Quell; zu dieſem betete ſie, immer nach dem Walde ſchauend, ein kurzes Ave, und ging dann ruhig auf den Stall zu, wo eine Kuh in der leeren Krippe ſchnoberte. Wie ſie ſo ging, ſang ſie leiſe vor ſich hin:

Der Graf auf'm Schloß,
Und der Jäger in der Höh',
Sind ſchön, wie der Maien,
Und falſch, wie der Schnee!

„Ei, was Du ſingſt!“ rief ihr der Jäger zu, indem er ein paar Blumen abrieß, und über die Brücke warf, — ei, wie ſingſt Du ſo ſchön, Ammrey!“

„Ha ja!“ antwortete das Mädchen und erröthete: „ſchö gnuag, wenn's non d'Spächt und der Guckuk höra!“

Denn eben rief der Guckuk; der Jüngling horchte, als vernähme er ein Jägerzeichen und eilte fort.

„Guten Morgen!“ hallte es ſchon weiter vom Bache her; „Gott b'hüat!“ rief das Mädchen mit einem Tone, wie ihn nur die Liebe kennt, von der

Niemand nichts weiß. Sie schaute dem Jäger nach, wie er leicht über die Felsblöcke sprang, so eilig, daß er nicht umschaute, als aus weiter Fern. Wäre er in der Hast seiner Empfindung derselben Vorsicht fähig gewesen, wie zuvor, so hätte er einen Kopf an einer Lucke, wo das Mühlrad geht, sehen müssen, welcher schnell zurückfuhr, als er den Weg erkundet hatte, den der Jäger einschlug. Auch Ammrey sah nichts von dem Späher, und trillerte weiter, als könnte sie blos im Liede ihre Gedanken finden:

Und weiß ich, daß der Mai nicht bleibt,
Ich lieb ihn gar so sehr;
Und kommt der Schnee, und geht der Schnee,
Dann sing ich nimmermehr.

II.

Der alte Rühs.

Der Jüngling lief am Bache hin, der Gegend zu, von wo der Gukuk rief, ohne viel Rücksicht auf den Lärm zu nehmen, den das stürzende Geröll verursachte, denn das Rauschen des Baches übertäubte diesen sowohl, als die raschen, festen Tritte. Nur hielt er sich stets an der rechten Seite, und ging so nahe als möglich

unter dem fast überhängenden Bachufer hin, um aus dem Wald über ihm, der immer noch ziemlich tief gegen das Ufer herablief, nicht gesehen zu werden.

Eben versuchte er einen Sprung von einem Felsen zum andern, nahm aber den Anlauf zu kurz, und wäre in's Wasser gestürzt, hätte er sich nicht an einigen Wurzeln gehalten, die noch im Felsen hingen, von der Zeit, da ihn der Schneegang von der bewaldeten Höhe herabgerissen hatte. Seine Lage war nichts weniger als angenehm, denn aufwärts konnte er sich nicht schwingen, weil sein Fuß keinen Halt fand in dem glatten Gestein und die morschen Wurzeln unter seinen Händen wichen, und unten schäumte der Bach, als wäre er hier gerade am wildesten. Schon dachte er daran, sich das kalte Bad gesegnen zu lassen, als aus einer tiefen Spalte des Felsblocks über seinem Haupte stehende, graue Augen hervorblitzten, ein heiseres, stilles Gelächter ertönte, während ein ungewöhnlich langer Arm den Jüngling, fast ohne sein Zuthun, mit Einem Ruck emporhob.

„Jugend hat kein Tugend!“ sagte die seltsame Gestalt, mit einer schönen, tiefen Stimme, die man nach dem heiseren Lachen nicht erwartet

hätte; „der Herr Otto hopst do über Stock un Stein, winna jung's Fülle, daß mer's von der Mühle ahn trabe hört. Bei sohme Lebtag däht jo der Fuchs noh springa, wenner noh oin Lauf hätt'. I hannsenne jetzt schon g'sagt, wemmer am Wasser uffwärts springt, muß mer lais sein; abwärts könnet-se trabe, wie a Gaul, aber uffwärts! nein, wer obe schteht, zu dem lauft der Tohn, als wäre alle die Blöck' do lauter Saite."

„Nein, nein; wennse so spektakle wellet, Herr von Evach, derna zieget-se wenigstens de greana Rock aus, oder mer sengt-en in acht Taga: „Nun ruhen seine Todtenbeiner." — Dabei sperrte er sein weites Maul auf, zog die lederartigen Backen in tausend Falten zurück, die ihm ebenso, wie er es gerade wollte, dazu dienten, um seinem Gesichte den Ausdruck der Dummheit oder der Schlauheit zu geben. Doch griff er zugleich militärisch an den Schild seiner Jägerkappe, als wollte er dadurch trotz seiner Strafpredigt, den Respekt bezeugen, den er seinem jungen Gefährten schuldig war.

„Meint man doch, man sei unter den Türken und nicht in einem Lande, wo das Gesetz gilt, wenn man Euch hört, Rühs; wo in aller Welt

ſchießt man denn bei Tag auf einen Jäger in des Königs Rock," — antwortete etwas erhitzt der junge Mann, indem er das Blut von der Hand wiſchte, die aufgeritzt war. — „Und Ihr könnet auch nicht fliegen, und, ohne daß man es hört, dort hinüberkommen," — damit deutete er auf die Stelle, wo er abgeſprungen war, wohl acht Fuß von der Spalte, in welcher ſie ſtanden oder vielmehr kauerten — „und da, wo die Blöcke im Winkel zuſamenlaufen, iſt doch wahrhaftig Alles ſo glatt und ſteil, daß man nicht hinüber kann."

Der alte Rübs ſah verwundert dem Herrn Otto in's Geſicht, hob ſich in die Höhe, ſchaute ringsum, ob ihn kein fremdes Auge bemerke, murmelte dann: „dia Hund' ſend doch fort, wennſe dees Trapple g'hört hent;" warf die ſchwere Büchſe auf die Schulter zurück, und ſtand mit Einem Schwung da, wohin zu kommen, Otto für unmöglich gehalten hatte; ohne Geräuſch, ſicher und feſt, wie ein Steinbild, ſchritt der Alte auf den andern Felſen, hinüber, wo dieſer eine Handbreit vorſprang, bis er endlich an die Stelle kam, von welcher Otto den Anlauf genommen hatte. Da ſetzte auch er ab, und ſchnellte ſich, halb zuſammengekauert, wie eine wilde Katze, neben ſeinen

Gefährten auf dieſelbe Stelle, wo er noch kaum geſtanden war. Sein Geſicht, das eine eherne Ruhe angnommen hatte, fing wieder an in tauſend Fältchen auseinander zu laufen, und ohne Athem zu ſuchen, als wäre er ſeither nur mit Einem Gedanken beſchäftigt geweſen, fuhr er fort:

„Ja, ärger als bei de Dürga. S'iſcht net wie drunte im Unterland, womer d'Hörnla vonnere Gais um's Geld ſäa läßt, womer ſ'Vogelflentle drecht, und Schlenga legt für Spatze und Haſa. Do thuat mer au de Wildrer ner, höchſtens a baar Schrot in d'Wade. Do braucht mer au kein Angſicht z'hann, denn ſo ummaſonſt ſchießt au der Wilddiab net."

„G'ſetz, ſchöns G'ſetz des; ziat-ſe de greana Rock aus, ſtellet-ſe d'Flent in Raſta, ſo könnet-ſe ruhig durch de Schwarzwald zia, bei Tag und Nacht, wie in's Abrams Schoos. Und wemmer obnſchuldig iſcht, wia Sia, kammer au über's Teufels Mühle geh, und wenn's hagelt und blitzt."

„An anderes G'ſetz aber iſchts mit de Jäger und de Wildrer: was Sau iſt und was Hirſch iſt, was fliagt und en greana Rock hot, dees g'hört em Wildrer; und was Sau iſt und was

Hirſch iſt, und was fliagt, und a Büchs und net s'Könichs Reck drecht, dees g'hört em Jäger. Und wenn Einer kalt wird, ſo fenget-en d'Kinder net am Grab, und der Schulmoiſchter hält-em kein Redle; mer grabt-en in Boda; und iſchts a Jäger, ſo thut mer em a baar Schuß, und iſchts a Wildrer, ſo grabenna ſeine Kammerrahde ein, und a Pfaff' drunte im Badner Land leiert a Mäß umm-en Rehziahmer und en neua Kärzeſtock. Und für jeda Jäger fällt a Wildrer, und für jeda Wildrer a Schüz!"

„Grad dort, — er deutete auf einen überwachſenen Fleck am Ufer, — grad dort unterem Genſchter liegt Riner, dehn wird neamer meh finda, als der Herrgott am jengſta G'richt."

Unwillkührlich griff Otto nach ſeiner Vogelflinte; — „er thuat neamer meh ebbes," ſagte der Wildſchüz; „er thuat neamer meh ebbes," wiederholte er, weicher und ernſter, als Otto ihn je geſehen hatte. „Mer hattem „der Maurerkarle" g'ſagt, und iſcht er von de Schlimmſte gwäſa; Und doch wetti, i hätte dehn net g'ſchoſſa; er hoat ſo bittet und bättlet um der Gottswilla und iſcht uff de Knia gläga, daße ſchon d'Büchs hann ſenke laſſe; Puff, do knallts von der andern Seit und d'Poſta prazzlet umme her; do hat mes

g'faßt, und der Kärle uff seine Knia ischt kalt g'wäse."

„S'ischt wohl zwanzich Johr her, und doch hat mes oft net schlofe lasse; denn er hat zumer g'sagt, daßer me no=e=mal säa wöll vor meim Tod, wennen schieß. Und s'ischt net sauber. Ja, Herr Otto: i gang grad net viel in d'Kirch'; aber dees lerntmer im Wald, wenn ein der Herrgott schütze soll, darna muaß mer rein sein an de Händ von ohn=g'rechtem Bluat. Denn der Otter frißt de Fisch, und de Otter schiaßt der Schütz, und de Schütz holt der Tod. Ais um's Ander. Aber Jugend hät kein Tugend! Und au jetzt non! I hann schon oft g'sagt, ich wöll' kein meh kalt mache, aber wenn se so d'Gaise in der Milch und d'Vögel in der Heckzeit z'sammeschiaßa, da thuat mers Herz weh, und wenn so a Kärle vor mer schteht, no muaß i Bluat säa."

„Doch er liegt wohl; ich habe in des Königs Namen geschossen," accentuirte er in einem besseren, ihm ungewohnten Deutsch, als wäre dadurch eher der finstere Gedanke abgewiesen, und, als erwartete er Zustimmung, schaute er Otto an, der kurz antwortete: „Meine Hände sind rein."

Diese Antwort schien dem Alten seltsam; lautlose Stille herrschte einige Minuten, er klopfte am

Büchsenschloß, schnallte den Leibriemen fester, bis endlich seine Züge, die im Gespräch wieder ehern geworden waren, in den alten gleichgültigen und doch zweideutigen Falten verloren gingen.

„Schwätza mir doch do, wia die alte Weiber," — hub er endlich in seinem natürlichen Tone an — „und denke net, daß mer non dia Sau im Grenzthäle abspüra müaße, und doch ischt d'Sonn schon im Wasserspiegel."

„Und was hent Sia denn bei der Mühle g'säa?" — fragte er endlich spät genug, und mit einem Tone, der hinlänglich sagte, wie er eigentlich die Neuigkeiten Otto's nicht bedürfte um sich in der jetzigen Lage zurechtzufinden, und wie er Otto nur auf die Lauer gelegt hatte, um ihn das Lauern zu lehren.

„Ich ging durch's Buchhölzle, und spähete nach den Hühnern," — antwortete der junge Jägersmann dann schlich ich durch den alten Schlag auf den großen Stein, wo man die Mühle sieht. Da war aber alles leer und still; die Räder standen, und kein Mensch ließ sich erblicken." — Damit erhob sich Otto, um den spähenden Blicken des Alten zu entgehen, denn ihm war, als müßte diese die Lüge merken; auf die Frage aber: „Und hinter der Mühle?" — machte er eine Bewegung

zum Gehen, indem er zurückrief: „keine Fährte, überall ganzer Thau, den kein Vogel gestreift hat.“ — Die Vorsicht Otto's, sein Erröthen zu verbergen, war nicht nöthig, denn der Alte war durch seinen Bericht auf ein Capitel gekommen, das ihn zusehr beschäftigte, um auf Otto viel Acht zu haben.

„Des katholisch Pack,“ — fing er an, griff aber sogleich mit der Hand an den Schild empor, als ihn ein vornehmer Blick des Jünglings traf. Weiß wohl, der Herr Vatter ischt auch katholisch, aber net so katholisch; im Jahr zweienaizich, als mer d'Schanz bei Kaiserslauter g'stürmt hent, do ischt-er der Erscht uff der Mauer g'wäsa: Haut's z'samma die Sacermenter hat er g'schria, katholisch oder net katholisch; — wia g'sagt, dees katholisch — — die katholisch Mühle im Thal ist mer a Dorn im Aug', so langi läb; seit hunderi Johr hat dieselb' Sippschaft dees Haus, und jeder ist a ärgerer Wildbieb worde, als der ander. Der Jetzich treibt's breits dreißig Johr, und s'ischt, als hätt' er en Bund mittem Deufel, denn nia wird er g'schossa und doch schwört er und fluacht im Haus, daß es g'wiß schon lang verbrennt wär', thät die Ammrey net ebe soviel bätta, als er donnerwettert. Und immer ist der

d'Auflag von älle dene Wolfsthäler, von dene katholische — von dene Wilddieb, und seit se wisset, daß i-en de Weg abspür' und nochzähl, wie viel in der Mühle sind; seit watteie lieber durch's Wasser von oberunter, daß mer Spur net sende soll. — Aber der Rühs ischt au non do!" — Damit betrachtete er seine dürre und trotz des nationalschwäbischen Mangels an Waden eisenfeste Gestalt im Wasserspiegel mit großem Wohlgefallen, wanderte dem Jüngling voraus, vorsichtig wie ein Fuchs, lauschend und schauend, während er die ganze Geschichte der Wilderei in dieser Gegend seinem Zögling berichtete, mit Ausrufungen, Sprichwörtern und guten Lehren untermischt, die bei dem Jungen sichtlich nicht auf schlechten Boden fielen. Denn er achtete der Sonne, die ihm brennend auf die schwarzen Locken fiel, so wenig als der Alte; seine Augen glühten wie Kohlen, ob von Hitze, oder einer durch die Erzählung angefachten inneren Leidenschaft, wissen wir nicht, um so weniger, da wir die Erzählung nur in Umrissen zu geben vermögen.

III.

Die Erscheinung.

Die Gegend, von der wir reden, liegt zunächst am Badischen Land. Hat man den Berg hinter der Mühle überstiegen, und kommt dann wieder in's Wiesthal, so bezeichnet ein kleiner Bach die Gränzscheide. Ein Fahrweg zieht sich aus dem breiteren Thal her, in das man offen und weit hinabschaut; und da, wo die schwarz und rothen, und gelb und rothen Wappenpfähle wenige Schritte auseinander stehen, erhebt sich zwischen inne der schönste Buchbaum weit und breit. Sieben Buchen schlank und goldengrün im Laub schwingen sich aus Einem Stamm, ein Ruhplatz für alle Wanderer, die einen Augenblick die schwere Last vom Kopf nehmen, und auf die „Gruabank" stellen: den Bauern dort in der Gegend wohl bekannt, weil alljährlich um Johanni im hellen Sonnenschein der badische und würtembergische Oberförster hier zusammen treten, und Rugtag halten über alle kleine Frevel der Bauern und Streitigkeiten der Jäger, welche nur gemeinschaftlich sich aburtheilen lassen.

Diese nahe Gränzberührung ist Schuld, daß

lange schon, als die Zölle noch der deutschen Herren Länder absperrten, die Bevölkerung der Gegend, soweit sie nicht dem wohlhabenden Baueradel angehört, der ein eigenthümliches, abgeschlossenes Leben führt, daß alle armen Häusler und Kleinbauern sich dem Schmuggel zuwandten, und gelegentlich zur Wilderei verführt wurden, wenn den nächtlichen Gesellen auf dem einsamen Waldpfad ein Hirsch oder eine Sau über den Weg wechselte.

Als aber gar durch die neuen Zeitverhältnisse der Schmuggelhandel ein Ende nahm, da wurde Jung und Alt ausschließlich zum Wilddieb. Kühn, kräftig, wie der Volksstamm ist, mußte ihm das ewige Kriegsleben im kühlen, grünen Wald besser behagen; der Häusler fühlte sich dann wohler und freier, und neidete dem reichen Bauer weniger um die schönen Wälder und Aecker und Vieh und Waiden.

Mochte der und jener auch bluten; die Freude war nur größer, denn die ganze Wollust der Blutrache zielte nun aus den Büchsen auf Jäger und Zöllner; und wenn Einer auf Jahrelang im Zuchthaus schmachtete, und ein Handwerk lernte, und heimkehrte in's Dorf, um ehrlich zu leben; — des Abends wenn der Mond aufzog, und vom Waldwiesle der Rehruf klang, da trat er zu der

verrosteten Büchse, und nahm sie von der Wand. Das Schloß ging hart und schwer. Mußt's doch schmieren! denkt er und zärtlich, wie sein Kind, putzt er die Waffe blank. Das glitzert so fein, das läßt sich so schön! Husch! schlüpft er durch die niedere Thüre, und schlüpft in Wald; was das ein lustig Leben ist! Da kommt das Reh — er legt an, und sein scharfes Auge sieht den Jäger, der ihn in's Zuchthaus gebracht; er ruckt — und der Grünrock wälzt sich im Blute und der Buab treibt's wilder als zuvor.

Nicht, als ob die Gegend darum unsicher wäre; es ist dort nur ein Krieg zwischen Jäger und Wilddieb. Wer ohne Büchse wandert, mag ruhig durch die Wälder ziehen. Wo man ein steinern Kreuz findet, zum Zeichen, daß hier schändlicher Friedbruch geübt ward, da ist's halb umgestürzt und hohes Riedgras wächst über der Schuld, und Moos verhüllt den eingegrabenen Spruch. Und auch zwischen Jäger und Wilddieb hat sich in diesem gesetzlosen Zustand wieder ein eigen Recht gebildet, das Niemand kennt, als die Betheiligten, weil es sonst gegen Niemand gewendet wird. Es besteht eine Art Abkommen, wenn man schießt, wenn man mordet, wer sich rächen darf, und was gerächt werden muß. Der

kleine Krieg mit all ſeinen Liſten und wohl auch Grauſamkeiten lernt ſich vom Vater auf Sohn, und die feinſten Kunſtgriffe erben ſich als Geheimlehre auf die Tüchtigſten.

Der Wilddieb glaubt ſich im Recht, der Jäger in der Pflicht, und nur um ſo unverſöhnlicher iſt Haß und Kampf.

Dieſer Zuſtand iſt noch heutiges Tags, und Kampf und Liſt ſind um ſo wilder und feiner, wenn der Sommer kommt, und die Fremden in Baden-Baden ſchwelgen, daß der Wildrer ſeine Waare theuer abſetzt. Namentlich ſind es einige Thäler im Badiſchen Hochwald, voran das Wolfsthal, wo die gefährlichen Wildrer wohnen, die natürlich auch vor dem anders gefärbten Gränzpfahl keine Scheu tragen.

In dieſem Thale liegen die Wohnungen zerſtreut, kleine Hütten, halb in den Berg gebaut zum Schutz gegen die Winterſtürme, mitten im Wieſengrün und zwiſchen kleinen Hecken und unordentlichen Zäunen; kaum ein Kirſchbaum oder ein Holzapfel zeigt auf friedliche Beſchäftigung, denn auch vom Handwerk verſtehen die Bewohner nicht viel, obwohl ſie, wie überall der Schwarzwälder, voll Anſchicklichkeit zu mechaniſcher Arbeit ſind.

Vergebens bieten ſich die benachbarten Landes-

herren freundlich die Hände, um dem Uebel zu steuern. Oft haben sie schon Militaircommandos in's Wolfsthal gelegt; in jede Hütte einen Soldaten, dem der Bauer das Wohin und Wo sagen mußte, wenn er ausging, der haftete, daß alle Bewohner zur Nachtzeit in der Hütte waren. Es half nichts! Kaum waren die Soldaten weg, so ließ der Vater die Schnitzbank und der Bub die Schule, und der Vater zog in den Wald, und lehrte den Jungen locken und rufen, laden und schießen. Ohne Gewehr muß der fünfzehnjährige Bursche die Fährten von Menschen und Wild abspüren, und kann ihm dann Niemand was anhaben, auch wenn ihn die natürliche, frühgeschärfte, unter der dummen Miene lauernde Schlauheit nicht schützte.

Das Uebel aber wird noch ärger, weil die Jäger selbst solchen Maßregeln nicht grün sind, denn auch ihnen behagt die wilde Lust, Gefahr und Kampf. Drum freuen auch sie sich auf den Sommer, wenn die Banden ausziehen, denn stets sind sechs oder sieben der Wilderer unter einem Hauptmann; dann sammeln sich auch die Jäger und der Kampf geht los. Flucht gilt nicht für Schande, List und Betrug nicht für Unrecht, der Tapferste ist, wer jedes Handgemeng meidet, so

wenig Zoll von seinem Leib, als möglich, der Büchse zum Ziel gibt, soviel Geisen und Böcke schießt, als er erreichen kann; der im Kampfe mit dem Einzelnen sich wehrt, wie ein Tiger, und wenn er von Mehreren überrascht wird, ruhig die Waffen legt, trotzig vor's Gericht, und kaltblütig in's Zuchthaus wandert, immer den klingenden Frühling im Sinn, der ihn wieder einmal im Walde sieht.

Eigene Gebräuche üben sie bei Bestattung der Todten. Ist einer der Gesellen kalt, so ziehen sich schnell auf beiden Seiten Jäger wie Bauern zurück. Entweder schleppen die Letztern den Todten alsbald mit, theils aus Pietät, denn sie halten fest zusammen, theils um der eigenen Sicherheit willen; oder aber sie holen ihn später, wenn sie am sichern Ort die Gewehre abgelegt haben, und die Jäger lassen es geschehen.

Dann erfährt Niemand etwas weiter von dem Todten; sie graben ein Grab im tiefsten Wald und decken ihn mit Haidekraut, Erd und Felsen; Einer spricht ein Ave, — denn die vom Badener Land sind katholisch — und Alles ist vergessen, bis sie nach Hause kommen und der armen Seele noch ein Paar Messen lesen lassen.

Kein Richter, kein Schreiber ist zu dieser

Ceremonie nöthig. Nur Eines behalten sie ewig — die Blutrache gegen den Jäger, der ihren Gesellen getödtet hat. Darum forschen sie solange, bis sie den Thäter kennen, und wenn dieser gefällt wird, halten sie's nicht für Mord. Sonst aber scheuen sie sich, Einen unter sich zu dulden, dem unschuldig Blut an den Fingern klebt, weil er dem ganzen Streifzug Unglück bringt.

Können die Wildrer aber ihren Bruder nicht finden, und holen sie ihn nicht zur Nachtzeit, so scharren ihn die Jäger ein; denn auch diese verachten den Proceßgang der übrigen Welt. Was die Jäger bei dem Todten finden, das sammeln sie sorgfältig, und wenn ein im Wolfsthal Vermißter in den Zeitungen gelesen wird, so packen sie die Habe zusammen und schicken sie auf die badische Post, daß sie an die Hinterbliebenen gelangt.

Diese gefährliche Bestattungsweise, welche die Jäger üben, hat ihren Grund in einer der wohl gemeinthörichten Verordnungen der vielregierenden Polizei unserer Tage, welche bestimmte, daß die Leichen- und Untersuchungskosten der Gemeinde zufallen, auf deren Markung der Todte gefunden wird. Schießt nun der Schütz auf der Markung seines Dorfs einen Wilddieb und dieser bleibt

liegen, ſo zieht er erſt heim und holt ein Roß. Und wenn's dunkle Nacht iſt, ſo packt er den Todten auf den Gaul, und führt ihn zur Gränze. Iſt's ein würtembergiſch Roß, ſo wird es ſeiner Bürde auf badiſchem Grund ledig, und iſt's ein badiſch Roß, ſo mag es in Würtemberg verſchnaufen.

Dieß führte ſo oft zu Streit und Unterſuchung, bis es ſtille Uebereinkunft unter den Jägern war, den Wildrer da einzugraben, wo er liegt, die Herren auf der Gerichtsſtube nicht weiter zu bemühen, und um eines todten Wolfsthälers willen nicht dreißigmal vor's Bezirksamt zu wandern.

Mit einem kräftigen Fluch auf die Schreiberknechte — ein ſchlimmer Name für ein Schwarzwälder Ohr noch von der Zeit, da dieſe dem Volk das Herzblut abſaugten — hatte der alte Rühs ſeine Erzählung eben geſchloſſen, als er vor einem großen rothen Sandſteinblock, der einſam und vom Waſſer abgeſchliffen, vielleicht ſeit Jahrtauſenden zwiſchen den Graniten lag, ſtehen blieb und ihn aufmerkſam betrachtete.

„Der Deufel iſcht dumm, Herr Otto," — wandte er ſich zu ſeinem Begleiter zurück, der nicht wußte, was den Alten aufhielt, und ſich

bereits hinter einen Felsen geduckt hatte und nach dem Bistonschlosse sah.

„Net jetzt,“ grinete der Alte gegen den Zögling — „s' gibt wahrhaftig en Jäger dees“ — und seine Augen sprühten, — „recht so, Herr Otto, bleibet-se non.“

Damit stellte er sich selbst so, daß er vom Berge nicht gesehen werden konnte, und begann mit großer Langsamkeit: „Sehetse die Streife im rothe Stein; — der Teufel ischt dumm!“

Als Otto es bejahte, fuhr Rübs fort: „Dees ischt a Schpur! dees ischt a Schpur! die dumme Teufel bent net g'wißt, daß mer d' Nägel im Sandstein sieht, und drabbet drüber, wie wenn's Granit wär. Se werdet bald a Baar so Kärle säe, Herr Otto, denn der ischt uffwärts g'losse! S' hat pressirt, denn er ischt g'rutscht. Dort hinte, wo's Thal schließt, ruckt der Dannewald ans Wasser, und do kommetse runter und laufet im Bach bis zur Mühle und z'rück. — Und d' Schpur ischt frisch; wär' schon ä Dau d'rüber, so wäret die Straife net so weiß. — Jetzt gilt's, Herr Otto, und jetzt muß i de Obermann mache.“

Vorsichtig ging er vorwärts und freudig folgte

der Junge, mitten im Bach, durch die steilen Ufer gesichert.

„Ziat-se da Fuß ganz raus beim Watta, g'rad bis an d' Sohla, aber net höher, sonst tröpfelt's," raunte ihm Rühs zu, und fortging's, bis der hohe Tannenwald ganz am Wasser emporstieg.

Das steht wie ein Dom, so hundertjährige Tannen, und wohl sechszig Fuß hoch bis die Krone anfängt, und auf dem Boden ist's sauber und glatt, wie in der Kirche. Kein Strauch hindert den Fuß, weiches glattes Moos ist der Teppich, und nichts als schlanke starke Säulen, zwischen denen kaum eine einsame zerstreute Stechpalme mit ihren glänzenden Blättern winkt. Purpurne Lichter funkeln um die Stämme, und geheimes Leben waltet in der würzigen, stillen Mittagswärme.

Der Alte trat hier aus dem Wasser, schlüpfte hinter einen Felsen mitten in die Farrenkräuter, bedeutete Otto dasselbe zu thun, und als er ringsum gespäht hatte, setzte er sich, legte die Flinte über die Kniee, und langte ein großes Stück Speck und Kartoffelbrod aus der Tasche, von dem er das Bestitheil Otto abschnitt, der die rauhe Kost nicht verschmähte.

„Se leget ſ' G'wehrle z'weit weg," murmelte er kauend und ſich dehnend; — der Herr Vatter hot mers ſo uff d' Seel bonde, daß e ſie ſoll wohl unterrichta; — aber au der Herr Vatter ſend z' heißblüetig, — 's ſend freilich bald vierzig Johr und drunta uffem Schlößle am Nägger gibts nemme viel, was em 's Blut heiß macht. — Damit ſchob er ein ungeheures Stück in das breite Maul oder vielmehr in die faltigen Backen, daß Otto hell auflachte, aber eben ſo ſchnell die breite Hand des Jägers auf dem Mund fühlte: „Scht! Scht!" — Und dieſer hatte Recht, denn eben klang ein heller Rehruf von dem Berge, der jenſeits des Baches und ihres Lagers empor-ſtieg.

Der Alte kaute ruhig zu Ende, warf ſich auf den Bauch, und rutſchte dann an die Ecke des Felſens vor, um die ganze Ausſicht zu haben. Seine alte Erfahrung zeigte ihm von ſelbſt die Stelle, wohin er zu ſchauen hatte und faſt inſtinkt-mäßig richtete er ſeine Augen auf einen jener friſchgrünen Wieosflecken, die ſo reizend zwiſchen den Tannenwäldern des Schwarzwalds liegen.

Die Glocken des rothen Fingerhuts, der ſchönſten Blume in dieſen Bergen, glühten und ſchimmerten herüber aus dem Kraut, das manns-

hoch aufgesproßt war, und ein gutes Versteck für den Bauer abgeben mochte, der dazwischen stand, und von dem auch nur der Arm Otto sichtbar war, in einer Entfernung, wie weit gerade noch eine gute Büchse trägt.

„S'ischt doch seltsam," sagte der Alte, indem er den Hahn spannte, — „seit wenn braucht mer denn die link Hand, um de Rehruaf z'führa. Herr Otto, s'ischt net guat, wenn mer, so a kleins Stückle, wie en Arm mit der Bücks nemmt; mer muß es 'ö Mittel nemme, sonscht ischt's g'fehlt; s'ischt net wia mittem Schrot. S'ischt wahr, Herr Otto." — Da kam der Rücken des Wilderers zum Vorschein, der graue Kittel gab ein gutes Ziel, und ehe Otto es, wie er versuchte, hindern konnte, knallte die Büchse, ein langer Bursche that einen Schrei, machte einen hohen Sprung im Kraut, und fiel.

„Was ischt's," wandte sich der Alte um, der glaubte, Otto sey ihm wegen einer näheren Gefahr an's Gewehr gefahren. „S' hat en schon. — Oben aus dem Wald sprangen vier Gesellen, faßten den Gefallenen und schleppten ihn eilig fort.

Schuß und geflossenes Blut hatten Otto zu einem andern Menschen gemacht: er, der eben den

Jäger abhalten wollte, fuhr glühend empor, und schoß nach dem Haufen, welcher dem Wald zudrängte. Natürlich zerstäubten die Schrotkörner auf der halben Zielweite. Der Alte lachte: „S'ischt ner mit dene Flentla! — Der Herr Vatter hat mers uff d' Seel bonda, Se müesset von Morge e Bücks trage, und na non emmer uff de Leib g'schosse!“ — „Und was thun wir jetzt?“ fragte Otto, indem er das Beispiel des Jägers nachahmte, der sein Gewehr frisch lud.

„Ner! — Mer lasseten forttrage,“ antwortete Rübs, legte die Büchse wieder auf den Schooß und fuhr still in seinem Mahl fort, bis er damit zu Ende war und aufstund. „Se hent a z'heiß Bluat, Herr Otto,“ sagte er zu dem Jüngling, dessen Pulse hörbar klopften, „z'heiß für die Gegend. I will geh gucka, wo-e-en he g'schossa hann; — aber Sia bleibet non do, i müaßt-me jo schäme, wenn Ehne was g'schäht. Nein, Nein,“ fuhr er fort, als der Jüngling Miene machte, ihm doch zu folgen; — „i weiß net, i heh Ihr's Herr Vatters Guatsang'höricher, und wenn se au do dia Leibeigeschaft aufg'hebt hent, und i heh frei gewäsa, wie a Vogel, i weiß net, wenne de junga gnädicha Herra sä, so mein' e mücht immer no mein Gutsherr sein. E taxierer

Herr, der Herr Vatter, und sein Augapfel darf mer net ohnnöthig in Gfohr.“

Dabei faßte er die Hand des jungen Edelmanns und drückte sie so warm, daß der Jüngling über die seltsame Treue bewegt war, wenn es auch seiner hochstrebenden Seele unbegreiflich vorkam, daß ein Mann sich der Erinnerung an ein Leibeigenleben freuen könne.

Sinnend blieb er stehen, an die Ecke des Felsens gelehnt, sah erst dem Alten nach, der mit einigen Sätzen über dem Bach war, und bald oben, mitten unter den glühend rothen Blüthen emsig zu suchen begann. Wie er so stand und sann, da vergaß er gar bald, was eben geschehen war, und die Mühle im Thal und des Vaters Schloß, und Ammreys Liebe und des Vaters Strenge, kämpfende und wogende Gestalten voll Lust und Kraft, zogen an ihm vorüber, und Alles versöhnte sich zu edelstem Genuß. Wenn er erst des Vaters Vorurtheile überwunden hätte, und die schlanke Gestalt Ammreys erst im bräutlichen Gewande vor ihm stand — ! wie war das Alles so schön und lieb. Da mit einemale bog es um die Ecke, an welcher Otto lehnte, und ein junger Bauer, das Gewehr im Arm, stand vor ihm. Jedem schien die Gestalt des Andern unerwartet,

einen Moment wurzelten ihre Augen ineinander; aber schon hatte Otto den Bauer um den Leib gefaßt, denn das Gewehr zu brauchen, war keine Zeit; schon wälzten sie sich am Boden zwischen Tannen und Moos; Jeder bemüht das Messer zu ziehen, in jeder Bewegung Kraft und Gelenkigkeit, wie zwei kämpfende Schlangen. Wie eherne Bande lagen Otto die Arme des Wilderers um den Leib, wild strömte ihm das Blut zum Gehirn, als sollt es zerspringen, da ersah er sich den Vortheil, und stieß dem Bauer den Kopf an eine weitemporragende starke Wurzel, daß dieser einen Augenblick die Fassung verlor, und sein Messer blitzte über der Brust des Gegners. Keiner von beiden hatte ein Wort gesprochen, mit dem Blicke glühenden Hasses wollte der Bursche auch den Todesstreich empfangen, als von hinten eine eiserne Hand Ottos Arm so fest umklammerte, daß er weder den Wilderer erstechen, noch dem Andern das Messer in den Leib rennen konnte, wie er instinktmäßig versuchte.

„Um der Gott's Willa, Herr Otto, kämpfetse net mittem Deufel, sischt ja der Maurerkarle, der da unta unterm Gewschter begrabe ligt;“ schrie der alte Jäger, immer Otto krampfhaft

haltend; — „Der Herr segne uns,“ wollte er anfangen, aber er wußte nicht weiter.

Der Augenblick war aber nicht, um den jungen Edelmann mit dem Teufel zu schrecken. „Narr, er hat Fleisch und Blut, laß fahren, schrie er ergrimmt auf. Da fielen ihm die jungen Züge des Bauers in die Augen, — er sprang empor, Geh' Bursch, rief er dem erstaunten Bauer zu, geh', sey frei.

Erst trat der Alte furchtsam einige Schritte zurück und Otto sah, daß eine gränzenlose Angst in den Zügen des Jägers lag, die er sich nicht enträthseln konnte. Noch zitternd faßte Rühs den Bauer endlich am Kittel, als wollte er sich vergewissern, daß Fleisch und Blut darin sey, als er aber die festen, derben Knochen spürte, da lief Augenblicks das angespannte Gesicht wieder in Tausend Fältchen auseinander, und aufseufzend, als wäre ihm ein großer Stein vom Herzen, sagte er zu Otto, indem er dem Bauer das Messer abnahm, ganz in der alten Art, nur mit unsichrer Stimme, die aber mit jedem Wort fester wurde: „S'ischt schon guat, Herr Otto, s'ischt mer au Recht, wennsen freilasset, aber ohnvorsichtig muaß mer net sein; de Stachel muaß mer em Hommel nemma.“

Der Bauer ließ willig Alles geſchehen und puzte ſich die Tannennadeln aus dem Haar, ohne die Miene zu verziehen, dann wandte er ſich zum Alten, deſſen innere Bewegung er wohl eher verſtanden hatte, als Otto, ein hämiſcher Zug bewegte ſeine Oberlippe: „I dank Euch und wills gedenke, 's Maurerkarles Bua vergißt ner.“ — Damit ſchickte er ſich zu gehen, indem er zu Otto über die Achſel zurückſah: „Und mir hent uns ner z'vergäba,“ ſagte er, und ſeine jugendlichen, aber zerrütteten Züge glühten von Haß, ſo daß ſich Otto wortlos und verachtend abwandte, um ſein Gewehr aufzuheben, das noch am Boden lag.

Aber ſo leichten Kaufs ſollte der Burſche jezt nicht mehr fortkommen, denn Rühs hatte ſeine ganze pedantiſche Gehaltenheit wieder erlangt.

„So! — Du biſcht alſo non 's Maurerkarles ſein Bua, ja, ja, Du ſiehſcht em Schlengel gleich; der Aepfel fallt net weit vom Stamm! Jo wahrhaftig,“ dabei faßte er ihn wieder am Kittel, „wahrhaftig, Du biſcht a jongs Bluat. Du kannſtde no beſſere, Du, — auf will ich von Sünden ſtehen und zu meinem Vater gehen, — ſo heißt's im alte G'ſangbuach. Du ſottſcht-de ſchäme, Du,“ — und der Bauer machte ein niedergeſchlagenes Geſicht, als wäre er durch-

drungen vom Gefühl ſeiner Sünde, daß ſelbſt dem Alten noch ein freigebiger Gedanke aufſtieg, was ſonſt eben nicht ſeine Sache war. „Sä,“ — dabei zog er ein Käsperle heraus, und drückte es dem Bauer in die Hand, „ſä, ſ'iſcht kein Sendegeld, — beſſer de, und wann de wieder ſo kommſt, — derno! —“

Mit einer Drohung ließ er den Burſchen los, der wehmüthig nach ſeiner Flinte ſah, über die ſich der Jäger geſtellt hatte, und ruhig zwiſchen den Tannen fortging.

Kaum war er hundert Schritte emporgeſtiegen, da gellt's im Berg, er ſchaute um, ob die Bäume ihm den Rücken ſchützten, und lief wie ein Reh, dem Dickicht zu.

„Hann's doch denkt der Sapperlotter,“ fuhr der Alte auf, „hann's doch denkt, daß der kein Ruah hat, als mittem Blei im Leib.“ Damit zog er, ergrimmt über ſeine unwürdig verſchwendete Rührung, die Büchſe empor und würde den Bauer nachträglich erſchoſſen haben, hätte ihn nicht Otto gehindert. Halt! rief dieſer, es iſt genug! Was Teufels, Rühs, jetzt ſeyd Ihr wie raſend, und kaum habt Ihr gezittert wie ein Weib, zürnte der Jüngling, und der Alte griff verlegen an den Kappenſchild.

„Verzeihet se; s'iſt wohr; aber i be au verſchrocka, wia mein Lebtag net. Hann=i doch glaubt, der Maurerkarle, den e' vor zwanzich Johr kalt g'macht hann, ſey aus=em Grab uff=g'ſtanda und kämpf mit Ehne. — Ja! mer wird ebe alt, na ſieht mer nemme guat," ſetzte er entſchuldigend hinzu, und mit einem ſehr natürlichen Kunſtgriff ſuchte er das Geſpräch auf die eigenen Intereſſen Ottos zu wenden. Aber was hent Sia mit dem Kerle g'hätt, der hot jo en Haß! und was fürren Haß! Hätti en no g'ſchoſſa, denn der thuat Ehne no was bös? — — Oder hent Se ebbes mit dem Mädle in der Mühle?" — „In der Mühle, wie ſo?" fragte Otto glühend über und über."

„Ha, i mein ner bös," antwortete Rühs, „i hann no denkt, 's wär möglich, und derna könnte mer den Haß erklära, — und s'iſcht wohr, die Ammrey hot en Staatsleib, und die Maurerkarle ſend mit der ganze Sippſchaft verwandt."

„Und Ihr meint, der junge Kerl wäre wohl in das Mädchen verliebt!" — fragte erſtaunt der Edelmann, welcher Ammrey ſchon ſo hoch ſtellte in ſeinem Sinn, daß ihm der Alte trotz ſeines Scharfſinns faſt lächerlich vorkam. —

„Und worom net; ſia iſt e ſchöns Mädle,

und er e saubrer Kerle, und wenn er grad net am Wildere ist, kahns e rechter Bauer sein; denn s'ischt net grad bei Aelle, daß se aus der Armuth wildere, — freilich die Ammrey ischt so stolz, wia Gräfe." — —

Otto war es seltsam zu Muthe, da der Alte so sprach. Er spürte sich, ohne sich darüber Rechenschaft geben zu können, in ein Schicksal und ein Chaos von Leidenschaft hineingezogen und fühlte, wie geschäftig eine unsichtbare Hand zarte Fäden in seinem Inneren anknüpfte. Er wurde nachdenklich, und war froh, daß Rühs von der Beobachtung, welcher er ausgesetzt gewesen wäre, durch eine Fußspur abgezogen wurde, die sich in einem Busch von Riedgras abgedrückt hatte, der einzeln zwischen dem Moos stand.

„Wolfsthäler!" sagte Rühs, und schaute Otto an.

„Wie so Wolfsthäler," antwortete der Junge, — „Menschentritt ist Menschentritt und ein großer Tritt ist es obendrein."

Indessen war der Schütz niedergekniet und rief; „Menschatritt sey Menschatritt! — Sagetse liaber, i sä aus, wia Sia; do gucket se her, säet se, wia des Gras auf der Seit von der Schpur fast durchg'schnitta ischt; trettet Sia au-

e mal dort uf den andere Busch.“ — Otto that so, das Gras war zwar zusammengetreten, aber nicht durchgeschnitten. — „Deas kommt doher,“ — erklärte der Alte grinsend, „daß die Wolfsthäler Nägel in de Schua hent, dia au non am Leder rumlaufet, 's Eise schneidet, 's Leder net.“ — Und immer aufmerksamer betrachtete er die Spur, und immer mehr gewann sein Gesicht den Ausdruck der Wuth. „Und wenne net wüßt, daß er em Zuchthaus wär, so dähte maine, er seys, denn sonst Reiner hot so große Füaß,“ murmelte er, und zog einen Lederriemen mit Linien und Zollzeichen aus der Jagdtasche, maß sorgfältig die Länge des Fußes und rief dann mit Leidenschaft: „Basler!“ —

„Was für ein Basler,“ fragte Otto; — „i willsene morga saga, morga,“ sprach der Alte abweisend, und untersuchte noch eine andere Spur in der weichen Holzerde an einem Tannenbaum, in welcher alle Nägel abgezeichnet waren.

Mitten im Ballen war ein Kreuz von Nägelspuren: „Hot der Donner die nehmliche Schua net abg'laufa in zwei Johr Zuchthaus — So so, der Basler“ — damit schritt er eilig dem Jüngling nach, welcher schon im Walde aufwärts ge-

gangen war, um endlich über den Berg in's Gränzthäle zu kommen. Der Alte ſprach nichts weiter, und der Junge brach die Stille nicht; ſtill ſchritten ſie auf dem glatten Pfad, wortlos ſpürten ſie die Fährte ab, und kamen endlich zu den ſieben Buchen am Wappenſtock, als die Thäler ſchon im Schatten lagen, und der Mond, wie eine weiße Flecke, hoch am dunkelblauen Himmel ſtand.

Sie ſetzten ſich um zu ruhen. Eine Flaſche mit dem rothen, kühlen Trank, die der Alte erſt ſorgfältig ins Waſſer geſtellt hatte, that ihre Dienſte, und mit dem Wein kehrte auch die Sprache wieder.

„I glaub doch net, daß i ſterba muaß, wenn e ſchon den Maurerkarle g'ſän hann; ſ'iſcht freilich net ſauber! — Hum! Hum! — — Freilich wir ſind allzumal ſterblich, s'ſteht im alte G'ſangbuach, aber ſ'iſcht doch au ſchön im Wald! I glaub's aber doch net, daß i ſterba muaß; — jo wenne den Buabe hätt' verſtecha laſſa, jo, aber jetz glaubes net. Freilich, de Junge müaſſet au läba, — dabei ſchaute er dem Jüngling in das friſche Anlitz, dem alle Anſtrengung des Tages das geſunde Roth nicht benommen hatte, — die Junga wöllet au läba, und i be nemme jung;

— und doch iſchts ſo a Sach mittem Sterba, gnädicher Herr; i weiß net ob's im Himmel au Danne gibt und Bückſa und Hirſch, und wenn des net iſcht, ſo weiß e net, Gott helf mer, was e drenn thon ſoll; denns Wohlläba unds Faullenze thät me au em Hemmel bald he macha. Iſchts net ſo, Herr Otto?"

Der Junge lächelte über die materielle Anſchauung des Schickſals und der göttlichen Dinge, aus der ihm doch ſo viele innere Wahrheit unwiderſtehlich entgegentrat, die ſein jugendliches Gehirn noch nicht enträthſelt hatte. — „Aber Rühs," antwortete er abweiſend, „wäre es nicht beſſer, wir ſchauten nach den Arbeitern, die man dort Holz ſchlagen hört, ſonſt nehmen ſie wieder die Hälfte der Wellen mit."

„S'iſcht wohr, gnädicher Herr, ſ'iſcht wohr, mit dem Denka kommt doch ner raus; mer ſott net denka, denn derweil betrüagt der Bauer de Herra und de König, und hält's non für e guats Werk.

S'iſcht wohr, i will ge luaga! — S'iſcht aber beſſer, Sia gehet do z'nächſt über de Berg; i möcht net, daß Se z' Nacht mit mer durch de Batzewald kommet, 's könnt a G'fohr ſein, und ſo ohne Bücks! — I will allein noch dene

Lumpa gucka, gangetſe no z'nächſt über de Berg, haltet ſe ſe aber rechts von der Mühle, und wenn's in d' Lichtung geht, ſo bleibetſe ordentlich unterem Genſchter, ſonſcht geht's zu böſe Häuſer, und ſchießetſe mer net, i ſag-'s-en, au wenn e Kitt Heaner uffliegt, ſe krieget ſonſcht d' Wilddieb uff de Hals. Im Schlößle drunta treffemer uns wieder!"

Damit ſtand er auf und ging dem Axtſchlag nach. Otto ſann einige Augenblicke, ſah nach Schuß und Schloß, wuſch ſich am Bach und ſtäubte die Kleider, als ging's zum Tanz. Die leere Flaſche, die der Alte vergeſſen hatte, ſtellte er auch erſt noch auf den badiſchen Gränzſtock und ſchritt dann fröhlich pfeifend im Wald, der Mühle zu, die jenſeits ſteht.

Als er den Berg überſchritten hatte, und der Lichtung zukam, war der Mond klar über den Bergen, und die Gegenſtände ſchienen, wie's im Mondlicht iſt, heller und größer. Der Rath des Alten war ihm gewärtig, und vorſichtig wandelte er zwiſchen den weit auseinanderſtehenden Bäumen, als er ein fernes leidenſchaftliches Reden und Fußtritte vernahm.

Leiſe ſpannte er den Hahn, und glitt hinter einen ſtarken Stamm; als ein einzelner Bauer

mit großem Schritte und in leidenschaftlichem Selbstgespräch auf dem Pfad, von der Mühle her, dicht bei ihm vorüberschritt. Hu! fortg'schickt hot se me — sie wöll me net und doch muaßscht du mein sein Ammrey, mein, und wenn der jung grea Teufel no viel schöner wär, und todt muaß er sewn, hu, todt! heut non. — Damit stürzte er den Berg hinab, sichtbar, um Otto zu suchen, von dem er wissen konnte, daß er jetzt bald vom Gränzthäle heimwärts in's tiefere Thal gehen mußte.

Otto erkannte deutlich den Wilderer, mit dem er des Morgens gerungen hatte. „Also hatte der Alte doch Recht; der Bursche liebt Ammrey, und sie hat ihn abgewiesen," sprach er zu sich selbst. Der Jüngling, bei dem die Freude über Ammreys Handlungsweise, und das Lachen über den blinden zornmüthigen Burschen jedes Gefühl des Eckels und der Gefahr überwog. Doch vergaß er die Vorsicht nicht, blieb ruhig stehen, bis der Bauer ihn nicht mehr hören konnte, setzte dann den Hahn zur Ruh, und glitt durch das Heidekraut schnell hinab in's Thal.

Lauernd legte er sich in die Büsche unter der Mühle, so nah, daß er den Kienspan hinter den Fenstern glimmen sah, der am Ofen steckte, statt

des Lichts. Er löste das Messer am Hirschfän-
ger, und rüstete sich zum Schuß; denn der Amm-
rey wollte er noch Gutenacht sagen, und gält es
sein Leben. Auch sollte er nicht lange warten.

Die Thüre ging auf und Ammrey trat her-
aus; er sahe sie deutlich, denn sie trug einen
brennenden Span, welcher in der Nachtluft
flatternd helle Lichter in die Schatten warf. Sie
schien emsig nach Kräutern zu suchen, und kam
näher, immer näher der Stelle, wo Otto lag.
„Ammrey," flüsterte er aus dem Gebüsch, „ich
bin da!" — Die erste Bewegung des Mädchens
war ängstliches Zurückfliehen; aber sie faßte sich
schnell, stürzte die Fackel in den kleinen Sumpf
am Quell, daß sie zischend erlosch, und trat dann
zu den Erlenbüschen. „Um der Gottswilla, Herr
Jäger, was duat Ihr do," sagte sie mit zittern-
der Stimme: — „wenn jo der Vatter käm," —
damit drängte sie den Jüngling tiefer in den
Schatten, daß er von der Mühle nicht gesehen
werden konnte. „Und was thust Du?" sprach
Otto, und zog das Mädchen an sich; „Du suchst
Kräuter und zu was?" — „Meins Vatters
Knecht hat sich am Rad g'rissa," antwortete sie
zögernd, und erglühte an den heißen Lippen Ottos:
„O Ammrey, Du geh'st auf bösen Wegen; glaub's

Ammrey, und doch lieb' ich Dich so sehr, Du sollst mein Weib werden!" Ein inniger reiner Kuß sagte, daß Wahrheit sey, was der Jäger sprach. „Ich weiß, daß sie in Deinem Hause sind, Ammrey, o Ammrey, und eben ist einer von den Gesellen an mir vorübergestürzt, und sucht mich jetzt drüben im Gränzthal, um mich zu erschießen, weil er uns diesen Morgen belauscht hat, weil ich Dich lieb habe, Du Liebe. — Und Morgen gibt's Kampf mit den Jägern; so halte wenigstens Deinen Vater ab, daß er nicht mit zu Wald geht," mahnte Otto das Kind, welches in wortloser Seligkeit an seiner Brust hing. — Da hob sich die Fackel vom Ofen, und die Stimmen wurden lauter in der Stube; das Mädchen drängte ängstlich zu gehen. „Morgen um Neun Uhr bei den sieben Buchen," flüsterte der Jüngling — noch ein süßer Kuß, und mit einem verschämten „Ja bei de Buacha" riß sich Ammrey los, sah Otto in den Büschen verschwinden, raufte noch einige Kräuter zusammen, und ging der Mühle zu.

Otto eilte am Bache hinab und kam bald an einen jähen Abgrund, der ihn vom nächsten Wege trennte, den er zu gehen hatte.

In den leichten Buchen, welche über dem

Grund ſchwankten, wohl dreißig Fuß hoch, und nicht ſo dick wie ein Arm, ſpielte der ſilberne Schein; — unten in der Tiefe brauste der Bach, und war ſchwarze dunkle Nacht.

Glühend von Leidenſchaft, von Liebe und Muth gehoben, bog Otto eine der Buchen am Abgrund, faßte ſie ſo hoch als möglich am Gipfel, und ſchnellte ſich, ſicher wie eine Gazelle, über die gähnende Tiefe, und wie ein Pfeil, zitternd, flog die Buche wieder zurück.

Da ſtand er auf dem hohen Fels, ſchaute noch einmal nach den glänzenden Scheiben der Mühle, riß die Flinte herab, und ſchoß, als wollte er damit ſeiner gewaltſamen Empfindung los werden, in die Luft.

Drüben wimmelte es alſobald an den Fenſtern vorbei von dunkeln Menſchengeſtalten, und, als wäre jetzt erſt das Gefühl überſtandener Gefahr und ungeſtillter Rache in Otto rege, ſein Blick wurde düſter, ſeine Hand hob ſich zum Mond, und die ſchlanke Geſtalt richtete ſich auf: „Bei dem Lichte da droben, der erſte Wolfsthäler, den ich treffe, ſtirbt!“ ſprach er dumpf in das Echo hinaus, und verſchwand, vor jeder Verfolgung ſicher, im dunkeln Wald.

IV.

Die Mühle.

Kurz, ehe die Liebenden ſich getroffen hatten, war es in der Mühle noch ganz behaglich ruhig, wie in einem friedlichen reinlichen Bauernhaus. Ein großer Ofen von Backſteinen mit grünverglaſten Ziegeln überkleidet, wohl ein Viertel der Stube umfaſſend und rings von Bänken umgeben, ſtrömte eine gelinde Wärme aus, obwohl die Juniſonne des Mittags in's Thal geſchienen hatte. Er war ein bequemes Lager für einige Burſche, die, von Nachtwachen und Bergſteigen ermüdet, oben und zur Seite ſich niedergelegt hatten. An der Ecke des Ofens im eiſernen Ring hing der Kienſpahn. Grelle Lichter und dunkle Schatten wechſelten durch die Stube, wenn Einer von den beiden jungen Männern, die auf der Ofenbank lagen, ſein ſtilles Spiel von „Grad und Ungrad aufgab, die Kupferkreuzer zur Seite ſchob, und neue Spähne aufſteckte.“

Die vier Aelteſten ſaßen um den eichenen Tiſch, und tranken Wein, ohne jedoch die zinnernen Kannen allzuoft aufzuklappen, drei davon in bequemem Geſpräch über das, was im Reich drunten geſchieht, über Steuer und Juſtiz; Einer

in eine alte privilegirte und approbirte Bilderbibel vertieft, deren vergilbte Holzschnitte, wie Simson die Füchse in's Korn treibt, der keusche Joseph flieht, und Salomo zärtlich eine kleine Kirche im Arm hält, ihn ebenso angenehm beschäftigten, als der Inhalt. Es war so friedlich und stille, daß man nicht ahnen konnte, welch ein gefährliches Geschäft diese Männer zusammengeführt hatte.

Der Aelteste der drei Redenden war Ammreys Vater. Eine große, mächtige Gestalt, fast eines Kopfes höher, als die Uebrigen; verschlagen und gutmüthig, aber rauh, unbeugsam, und von Kindheit auf, seiner Riesenstärke wegen, an ein barsches Gebieten gewöhnt, unter dem seine Tochter in wortloser Demuth und Entsagung aufgewachsen war. Der Alte sprach ungewöhnlich langsam, und liebte die vielen Worte nicht; indolent und theilnahmlos bei gewöhnlichen Dingen, brach er in entfesselter Wuth der Naturkraft aus und vergaß alle Gerechtigkeit, sobald ihm da, wo er sich im Recht glaubte, widersprochen wurde. Dann mußte er zertrümmern und zerstören, was umher stand, und wüthete solange fort, bis ihm die Natur selbst Einhalt that, — ein Stein, der auch seinen Kräften zu schwer war, oder das

Mühlrad, wenn er es im Schwung nicht hemmen konnte, weil das Wasser zu stark ging. Nur Ammrey, die demüthige Ammrey hatte in solchem Sturm das Herz, mit ruhiger, klarer Stimme zu mahnen, und der Alte, donnernd und wetternd, beugte sich unwillkührlich: nur sprach er dann des Tages über kein Wort mehr, und des andern Morgens stellte er sich an, als wäre nichts geschehen.

Die ruhige Stimmung seiner Genossen schien dem Schluchtmüller gerade in seinen Plan zu passen, den er sichtlich verfolgte, denn immer wieder kam er, wenn die Andern Anderes zu reden anfingen, auf die Gefährlichkeit der Zeiten zu sprechen, und wie der Richter im Thal ihm aufsätzig sey.

„S'ischt wahrhaftich an Elend! Jüngst muaß i vors Amt, nunter nach Neuburga. Erst lassetse-me warte im Oehre, daß 's e Schand ischt, und no fährt me der Amtmann an: er wöllmer 's Mühlrecht absprecha, wenn e non weiter Wildrer b'herberg' — — und i hann au guate Luscht, i wöll's fein lasse. — S'ischt net, wia bei Euch. Ihr hent mit de badische Jäger 's Abkomma troffe, Ihr wöllet ner im badische Forscht schießa; derfür hent Ihr freie Paß vom

Badiſche mit G'wehr und Laſcht, bis zum würtebergiſcha Pfoſchta und wieder z'rück. Mit mir iſchts anders; i wohn mitta unter dene Reger wo mer net e mol en ordeliche Kirchgang hot, und i muaß ene z' Recht ſieha, net bloß mit em Leib, au mit Hab und Guat, und dees g'hört der Ammrey ſo guat, wia mir. — — I will's Wildera laſſa, und i will's au dohn, und glei dohn," ſetzte er ruhig, aber mit erhöhter Stimme hinzu, als wäre er froh, die längſte Rede ſeines Lebens gehalten zu haben. — Von Morge an könnet Ihr nemme bei mer ſein," ſprach er ſo beſtimmt, daß die Burſche vom Ofen auffuhren, und die laute Bewegung entſtand, welche Ammrey und Otto von einander geſchreckt hatte. Manche vergeblichen Worte, faſt mit diplomatiſcher Gehaltenheit, da Jeder den alten Müller fürchtete, wurden geſprochen, ohne daß ſich jedoch Ammreys Vater zur Antwort bewegen gefunden hätte. Als daher das Mädchen in die Stube trat, war die frühere Stille; nur hatte der Leſende ſein Buch auf die Feuerwand hinter den Ofen geſtellt und die Vier am Tiſch ſaßen ſich ſchweigend gegenüber, Alle zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, um das freudeſtrahlende Geſicht Ammreys zu bemerken, die auf die angelehnte Kammer-

thüre zuging, aus deren Spalten ſchwaches Lampenlicht ſchimmerte.

Im großen, viereckigten Himmelbett mit den zitzenen Vorhängen lag ein Verwundeter, wie es ſchien in herben Schmerzen, denn er legte die Hand ängſtlich auf die linke Schulter, als könnte er ein glühendes Brennen dadurch beſchwichtigen. Ammrey zerrieb die Blätter, welche ſie geſucht hatte, und legte freundlich das kühle Kraut auf die heiße Schußwunde, die, obwohl nur im Fleiſch, doch tief und ſchwer war, weil die Kugel am obern Arm vom Rücken an durchgeſchlagen hatte. Der Bauer fühlte ſich beruhigter unter der milden Hand der Pflegerin und ſagte halblaut: „I dank der Ammrey, bätt' an für mi, wenn Du's Ave ſchprichſt. „Ihr brauchtet kein Fürſprech, Basler, wenn Ihr ne ſelber ans Kreuz Jeſu dächtet," antwortete weich das Mädchen. Der Kranke, eine von den Seelen, die zwar ſelbſt gern ihre Sünden geſtehen, aber von andern daran nicht erinnert ſeyn wollen, wandte ſich unmuthig ab; „i brauch kein Pfaff," ſagte er, und duldete, ohne die Augen aufzuſchlagen, Ammreys immer gleich gutmüthige Pflege.

Da fiel der Schuß aus Ottos Gewehr. Einen Augenblick erbleichte das Mädchen; ſchnell

aber faßte ſie ſich mit dem inneren Vertrauen, wie es nur reine Seelen kennen, und trat in die vordere Stube heraus.

Alle waren ſchon auf den Beinen, aber ohne Geräuſch und Worte, wie Männer, die an Gefahren gewöhnt ſind. Schon hatte der alte die Köpfe gezählt, und da keiner fehlte als der Maurer, den man zur Kundſchaft in Vatzenwald geſchickt hatte, ſandte er die Jüngſten fort, um den Genoſſen zu ſuchen, und zu ſpähen, ob nichts Widriges um den Weg ſey.

Die Andern ſaßen bald wieder um den Tiſch oder ſchlummerten am Ofen; Ammrey aber trieb das Spinnrad, und ihre blendende Stirne ſpiegelte ernſte Gedanken, die durch ihre Seele zogen.

Nach Verfluß einer halben Stunde traten die Burſche mit dem Geſuchten ein, den ſie ſchon auf dem Rückweg getroffen hatten; ſonſt aber war Alles ſtill in Wald und Thal. Der Maurer verſuchte unbemerkt ſein Gewehr in eine dunkle Ecke zu ſtellen, denn es war verboten, zum Abſpüren bewaffnet auszugehen, und ſeine Begleiter hatten ihn gehindert, die Flinte vor der Thüre abzuſtellen. Doch entging dieſe Bewegung dem ſcharfen Auge des Müllers nicht; er ſah ihn mit einem ſtrengen Blick an, ließ ihn jedoch, ihm ge-

rade gegenüber, ohne ein Wort zu sprechen, Platz nehmen und erst den dargebrachten Trunk thun.

Schon richtete er sich aber empor, um Weiteres von den Burschen zu erforschen, als Ammrey keck vor den Vater hintrat, so daß sie ihn und den Maurer im Auge hatte.

„Um Gott, ihr guten Mannen, ich will Recht suchen," sprach sie mit fester Stimme. Dieß ist die Formel, in welcher nach ihrem eigenthümlichen Gesetz die Wilderer Recht unter einander verlangen, das von den Aeltesten gesprochen wird.

Sogleich sprangen die vom Ofen herzu, und die Jungen stellten sich hinter die Männer am Tisch; ein wilder zorniger Blick des Alten traf seine Tochter, er sah aber in so helle klare Augen, auf eine so reine und doch so unbeugsame Stirne, daß er sich selbst alsbald zusammenfaßte und sein Messer tief in den Tisch trieb, worauf alle Uebrigen die Messer ablieferten und vor ihn legten, zum Zeichen, daß Friede seyn müsse, was auch geklagt werde.

Mit Würde erhob sich der Alte: „Die Mannen suchen das Recht, nicht die Weiber; nur eine reine Jungfrau mag zeugen."

„Bei der Mutter Gottes und den Dornen des Gekreuzigten, ich bin eine reine Jungfrau, und ist

Alles Wahrheit, was ich rede, so mir Gott helfe, bei der ewigen Urständ," antwortete Ammrey.

„So rede! gebot der Alte und mit lautloser angespannter Aufmerksamkeit horchten die Umstehenden.

„Ich klage den Maurer an um unschuldig Blut," sprach die Jungfrau ernst und feierlich. „Er ist ausgegangen, den jungen Jäger, der ihm das Leben schenkte hinterrücks zu morden, wenn er heimzöge durch den Bazenwald. Und er that dieß, zum ersten, weil er voll Eifer ist, daß ich heute in der Früh, als er in der Mühllucke spähte, dem Jäger freundlichen Morgengruß bot; zum andern, weil er voll Eifers ist, daß ich ihn schalt, da er mir schön that und sprach: Er solle mein Schatz nicht seyn, nun und nimmermehr. Und ist Wahrheit Alles, denn der Schreck stehet auf seinem Antlitz."

Wie vom Blitze getroffen saß der arge Bube da, in seinem Gesicht bebte es und zuckte es, daß er nicht reden konnte. Durch eine Gottesstimme war ans Licht gekommen, was er nur im düsteren einsamen Herzen gewälzt hatte. Endlich rang er die Worte heraus: „Du haschts mit — em Deufel, Ammrey, und Du lüagst." Da hob sich aber die schlanke Gestalt Ammreys, ihr Gesicht strahlte

von Liebe und urſprünglicher Lebenskraft, die blauen Augen ſchienen ſchwarz und ſprühten; ſie reckte den Arm gegen den Burſchen: „Schweig, arger Bube, ſchweig; und wenn der Herr Gott überem Jäger war, ſo haſt Du doch böſen Sinn und eine böſe Hand, die Deinen Brüdern Unſegen bringt.“ Als bei dieſen Worten Alle, ſo weit es möglich war, von ihm rückten, daß er allein auf dem Sünderſtuhl ſaß, da wollte er wild fluchend auffahren, wie vom Dämon getrieben. „Still!“ donnerte aber der Alte, daß es ſich wie ein ehern Band um ſeine Zunge legte und er bleich auf dem Stuhl zuſammenknickte.

„Du ſagſt, ſie lüge,“ fragte der Schluchtmüller: „Warum haſt Du wider Geſetz die Büchſe zum Abſpüren mitgenommen?“ — Der finſtere Geſelle ſchwieg. Der Alte fragte noch einmal, er ſchwieg wieder. „Genug!“ wandte ſich der Richter zu den Männern am Tiſch: „Laſſet uns ihm Recht finden.“ Sie ſprachen leiſe zuſammen, die jüngeren Burſche athmeten kaum, und Ammreys Blicke hielten den Maurer im Bann, daß er nicht aufzublicken wagte, während er ſeinen Kopf unbehaglich hin und her drehte.

Nach einer Weile erhob ſich der Alte mit ſeinen Schöppen: „Der Morgen zeigt, ob Du

Böſes gethan; dann ſey los und ledig von uns ehrlichen Mannen, und komm nicht an unſere Thüre, Brod zu bitten und Waſſer zu ſuchen. Und haſt Du auch nichts vollbracht, Du haſt eine ſchlimme Hand; ſo ſollſt Du nicht mit zum Wald, ſondern Morgen in der Nacht ſollſt Du das Reh, was drunten liegt, nach Baden tragen, daß Du ferne biſt. — Gelobt ſey Jeſus Chriſt! Er machte eine lange Pauſe und ſetzte ſich. „Was aber mi angeht," fuhr er wild wieder auf, indem ſeine Fauſt den zinnernen Krug zuſammendrückte, daß der Wein an die Decke ſpritzte: „was mi allein angeht, Karle, mein Mädle iſcht z'guat für Di!" Mit dieſen Worten und einem furchtbaren Blick auf den Sünder ging er langſam zur Thüre ſammt ſeiner Tochter, um ſein Nachtlager aufzuſuchen. „Und Dir, ſagte er ſtreng zu dem Mädchen, indem er den Gang hinunterſchritt: „Dir will-ich g'ſagt han, laß-mer dees Liabla mit dem Jäger." „I hab aber ner Ohnrechts mittem, und er meints ehrlich," entgegnete Ammrey. — „Was ehrlich? Seit wenn meint's a Baron ehrlich mitt-emme Baurenmädle. Sieh Ammrey, ſprach er ſo laut, daß man es in der Stube hörte, wo die Bauern noch flüſternd ſich berathſchlagten, ſo furchtbar, daß eine wilde Freude über

das Geſicht des Verurtheilten zuckte: „ſieh, Ammrey, laß's bleiba, oder bei Gott! ſchieß-en todt; mir ſoll mer kein Kendle in d'Kirch trage, was kein Vater hatt! — Du biſcht mein einzigs Kind, ſagte er weicher zu der ſchweigenden Tochter, die ſchon die Klinke ihrer Kammerthüre gefaßt hatte: wege Dir hann-i-mi heut von meine Freund losg'ſagt und will meine alte Tag in Ruah läba. Jetz weiſchts.“ Er bot ihr die Hand und ſchob ſie freundlicher in die kleine, weißgetünchte jungfräuliche Kammer, durch deren Scheiben das Mondlicht brach.

In tiefes Sinnen verloren ſtand ſie am Fenſter, vor welchem Rosmarin, Levkoy und ein Roſenſtock dufteten —; es war das erſte Wort, was ſie von Ottes Stand hörte. Einen Augenblick drängte bitteres Weh ihre Seele, faſt unwillkührlich nahm ſie den kleinen Spiegel von der Wand und beſchaute ſich im Mondlicht lange, als ſuchte ſie in den ſchönen Zügen ſelbſt die Löſung des Räthſels. — „Und doch iſcht er ſo lieb und treu, hauchte ſie in die Nachtluft hinaus, bückte ſich und küßte die Roſenknospen, trat vor das Crucifix in der Ecke, betete ſtill und legte ſich zur Ruhe zwiſchen die feinen ſelbſtgeſponnenen Linnen.

Der Wind, der Wind
Hat's ſchöne Müllerskind
Auf's Königs Schloß getragen.
Sie ſitzet jetzt
Am goldenen Rad
In der Wiege liegt
Ein holder Knab'
Sie ſingt im Sia popei
Schlaf ſüßes Kindle mein.
Und ſpinnt den ſeidenen Faden.
Und ſpinnt den ſeidenen Faden.

ſang ſie vor ſich hin, bis gar bald der Schlaf die ſchönen Glieder löste und ihr zu Häupten und zu Füßen ſaßen die Engel und wachten.

V.

Das Wirthshaus.

Indeſſen war Otto in das weite Thal hinuntergeſtiegen und trat den Hohlweg herab, aus dem Walde hervor, bei jener hochgewölbten Steinbrücke, die über das Flüßchen führt, welches etwa zehn Stunden nördlicher in den Neckar ſtrömt. Unterhalb des Bogens iſt das Waſſer durch einen kunſtloſen Damm von Felsblöcken geſchwellt, ſo daß er eine anſehnliche Breite gewinnt.

Rauh geschnittene starke Stämme von Tannen und eine Menge Scheitholz schwammen darauf, einige Flözer, baumlange, mächtige Gestalten, hatten die schweren Lederstiefel, welche bis an die Schenkel hinaufreichen, übergezogen, standen noch bis fast um den Gurt im Wasser und banden gerade die letzten Stämme des G'störs mit Weiden zusammen, um morgen beim ersten Tagesscheine die Falle aufziehen und die lustige Thalfahrt beginnen zu können; die Andern, welche fertig waren, scherzten mit dem Mädel, das die Laterne hielt, und schwankten und schaukelten auf den Balken, daß es eine Freude war, wenn der Gischt hoch emporspritzte. Weiter unten in den Erlenbüschen grillten und schrieen die badenden Buben gar heiter, daß Otto sich über die Brustwehr bog und lange dem nächtlichen fröhlichen Treiben zuschaute.

Es schien ihn mehr anzusprechen, als der schrillende Geigenton und das Juhhe! der Jäger, die im alten Herrenhaus jenseits der Brücke, das seine Giebel und Erker hoch in den Mondschein reckte, herüberschallte.

Das „Schlößle" war früher die Wohnung des Klostervogts gewesen, der über Vieles gesetzt seyn mußte, denn rings um den gepflasterten Hof standen

hohe große Scheunen, der steinerne Franciscus auf dem Röhrenbrunnen ragte gar stattlich empor, und hielt leises Zwiegespräch mit zwei ehrenfesten Pappeln, die in der Abendluft säuselten.

Freilich war es gut, daß man das Schlößle im Mondschein betrachtete, denn bei Tag blickte es gerade nicht so edelmännisch drein. Der eine Flügel des Gebäudes war verlassen, schlecht verschlossene, alte Läden klapperten im Wind, und sah Alles aus, als könnten nur Gespenster darin wohnen, während die grünen Läden und neuen in die vermauerten hohen Bogen eingefügten kleineren Fenster des andern Flügels gar bürgerlich zu betrachten waren, wie neue Lappen auf einem zerrissenen Staatskleide. Und wenn der Lichtschein aus den Fenstern brach, und auf der goldnen Krone wiederschimmerte, die weit herausing, oder wenn gar der Hausknecht mit der trüben Laterne aus der Stallthüre trat, die unmittelbar neben dem Hauseingang sich öffnete, daß man die großen Dunghaufen vor den Fenstern und den Sumpf auf dem Boden erblickte; — dann mochte nichts mehr trösten, als die wohlgefügte hohe Kellerthüre, ein rechtes Prachtstück aus der Zeit der Klosterherren.

Man trank aber auch einen Guten bei der

Försterswittwe, die hier mit ihren Töchtern Haus hielt, und Otto, wenn es zu spät war, um noch nach Neuburgen zum Oberförster heimzukehren, sorgsam verpflegte.

Der junge Edelmann ging, wider Gewohnheit, still am Tanzsaal vorüber, forderte von der kleinen, gutmüthigen, kugelrunden Lisette ein Licht und stieg in seine Stube im zweiten Stock, warf Gewehr und Jagdtasche ab, und machte sich's gar bequem, denn er wollte heute allein auf dem Zimmer bleiben; warum wußte er eigentlich selbst nicht.

Zum erstenmal in seinem Leben hatte er Sorgen und konnte mit den tausend Gedanken und Möglichkeiten nicht fertig werden, die seine geschäftige glühende Phantasie ausgebar. Er sprach mit sich selbst, er schrieb, bald an den Freund bald an den Vater, und zerriß die Briefe; kurz er that, wie ein junger Thor von zwanzig Jahren thut. Energisch, keck und voll Geistesgegenwart im Handeln selbst war er im Ueberlegen eben noch kein großer Meister. Unruhig ging er auf und nieder und war recht froh, als Bertha, die jüngere Försterstochter, ihren blonden Kopf ins Zimmer streckte: „Die Mutter läßt den Herrn Baron fragen, was Sie essen wollen?“ sagte sie, und am Schürzenbande zupfend erinnerte sie Otto,

daß er ihr noch einen Walzer schuldig sey. „Ich komme gleich; — warten Sie Bertha, ich gehe schon mit,“ rief der Junge, faßte die Dirn um den schlanken Leib, und ehe man es sich versah, drehten sie sich unter dem lustigen Haufen, daß Otto erst zu sich selber kam, als die Mutter das Abendessen auf den Seitentisch stellte.

Otto sah sich zuerst nach seinem gewohnten Plätzchen im Erker um; allein die Erkerthüre war zu, das junge Volk hatte Hirschfänger und Gewehre hineingestellt, so daß kein Stück mehr an den vielendigen Geweihen hing, welche die Stube zierten; dazu hatten sie noch Tische und Bänke vor die schmale Thüre gerückt, um größeren Platz zum Tanzen zu haben, und wohl auch Unglück zu verhüten, falls der Wein die Köpfe erhitzte. Nur ein Tisch am Fenster war zugänglich, und Otto setzte sich zu zwei alten Jägern und einem Bauern, die ihm ehrfurchtsvoll Platz machten. Freundlich unterhielt er sich mit den Graubärten, während er seine Forellen verspeiste, die nirgends so rosenrothes Fleisch haben, als in diesem Thale. Sie redeten eben von alten gespenstischen Sagen, die hier zu Hause sind, und Otto verlachte sie wegen ihrer Geisterfurcht und der tausend abergläubischen Geschichten, die vorgetragen wurden. Vielleicht

geſchah dieß nicht ganz mit innerer Wahrheit, denn das Dämoniſche in der Natur war ſeinen Empfindungen nicht immer fremd geweſen: „Ich habe es ja ſelbſt erfahren, wie man ſich täuſcht,“ ſagte er; „als ich noch ein Junge von fünfzehn, ſechszehn Jahren war, da glaubte ich freilich ſteif und feſt, was mir unſer Jäger in Linden erzählte, von Freikugeln und dergleichen Dingen. Mein Vater ſah es nicht gerne und ſchickte mich oft Nachts mit der Büchſe in den Wald hinaus. Nun hatte mir unſer Jäger beſonders viel von einem alten Wilderer erzählt, den er den „Korbmacher“ nannte. Der war kugelfeſt und konnte ſich unſichtbar machen. Eines Nachts gehe ich fröhlich pfeifend durch einen alten Schlag, der ausgereutet werden ſollte, weßhalb eine Menge Klafterholz hin und her aufgeſchichtet lag. Da ſteht mit einem Male der Korbmacher vor mir in ſeinem grauen Rock. Mir geht es kalt über den Rücken; doch rufe ich: Halt! — Keine Antwort! — Ich ſchieße; der Burſche rührt ſich nicht und ſteht wie zuvor; bebend ſpringe ich hinter das Holz und lade, ſchieß noch einmal; immer bewegt ſich die Figur nicht. Endlich fällt mir ein, er könnte getroffen ſeyn, aber an einem Baumſtrunk lehnen; ich ziehe vom Leder und ſtürze auf den Kerl los;

aber ich ſah nichts als einen abgehauenen moosbewachſenen Stamm und konnte mich nun ſelbſt auslachen," ſchloß Otto. „Seither glaube ich nicht mehr an euren Schnickſchnack!"

„Und doch iſcht's ſo," entgegnete ein grauköpfiger aber jugendfriſcher alter Mann, der Hobbächer Waldſchütz; „mit Verlaub, gnädicher Herr, es gibt e mal Dinger, die mer net anrühre ſott. Freilich; mer kan ſich irra; ſ'iſcht mer ſelber ſo gange, wia i hieher komme bey vor fufzich Jahr. S'iſcht ſchon Herbſcht g'wäſa, und uff de Berg hats ſchon viefa Schnee g'hätt. Non ſchickt-me der Förſter am Obend ſpät non uffs Ilgefeld. Ich drenk vorher no e Schnäppsle in Dürrau und do erzählet-ſe mer allerlei: daß a Mann uffem Ilgefeld wohne dä, der non alle hundert Johr ins Thal runterſteig. Derna aber gäb's en groſse Froſcht; er häb dort a Haus von Karfungel; es ſey aber ſo kalt drenn, daß ſelber 's Licht im Nembele g'frore ſey, und mer können net anders erlöſa, als wenn mer den goldicha Eizzapfe wegbrächy; na aber kriag mer viel tauſed Dugate. S' hent ſchon viel Leut dees Karfungelhaus g'ſäa! — I aber lach und wander Muths höher immer höher, bis n'auf ans Ilgefeld, wo's an d' Teufelsmühle ſchtoßt. Wia

i ſo nauf komm, glitzert's und glimmt's vor=mer im a goldene Bega, wie's Nordlicht im Pfennig=magezeh g'molt iſcht. S' ſieht aus wia Hütte von lauter Karfungel. Mir ſtockt der Othem; und wia ſich au non er ſchwarzer Mann mitte im Licht uffricht, ſo hann i g'meint 's ſey mein Letzſchte. Langſam lauf i druff zua; da ſchreit's. wer kommt; „guat Freund" ſagi, — denn ſiſcht e Kohlehütte nebe=mer, und ſiſcht non der Kohle=hauſe, der ſo wonderſchö funkelt. Dees iſcht non freilich au e Irrung; aber 's gibt deshalb doch au ernſchthafte Deng; ſo gang i in meim Läba nemme über de Kreuzweg gegen 's ober Grenz=thal zua. Denn ſo oft=i früher drüber benn, — und ſiſcht mit älle Leut ſo, ſo iſcht mer am nehmlicha Tag non es Onglück g'ſchäa. Ja dort iſchts bös; — ſollet ſich dort zwei Brüader weg=eme Mädle g'mordet han."

„O! i komm g'rad drüber mit meim Schlen=gel da," antwortete der Waldſchütz von Dürrau, „und ſiſcht mer brav non ner baſſirt, und jetzt in der Schtub gebt au kein Rad meh über=me." Dabei deutete er auf den Bauern, der in der Mitte zwiſchen den Jägern ſaß, den Rücken ge=gen die Fenſterbrüſtung gelehnt; Otto hatte ihn

bisher weiter nicht beachtet, jetzt aber wurde er ihm als ein gefangener Wilderer bezeichnet.

„Verredt'-de non net," antwortete der Greis; „Du ligscht non net im Bett, und fischt Ohnglück g'nuag, daß de net-e-mal 's G'wehr von dem Kerla uffstrieba hascht."

„Wie sott-i dees au g'macht han! — Denket-se sich a mol, Herr Baron," entgegnete der Getadelte. „Seit drei Tag ben-i dem Kerle uff der Schpur; er hat sein Nachtlager in-era alte Kohlhütte; aber jedesmal ben-i z' früa oder z' spät komme und hann non 's abg'loschtet Feuer troffa. Heut mach-es mitt-eme Andere aus; mer fanget unta im Dahl an; Jeder geht emma halba Zirkel, i rechts, er lenks; amma b'stemmte Punkt treffe mer allemal wieder z'samma."

„Endlich komm' i z'erscht zur Hütte; mein Kamerodh fehlt non, i baß und baß, er kommt net. Und richtig brennt heut 's Feuer und der Kerle ligt drenn uffem Laub. Ruaf i nen, und er merkt, daß i allein beh, so schiaßt er von enne raus und i beh umesonscht 's Todt's. — Der ander Jäger kommt älls net. — Non fang i-an laut z' schwätza, als wär non Einer bei-mer; mit era andere Schtimm laß i den antworta. Z' lezt klopf i an d' Erdhütte. „Raus" schreie

und der domm Jackel kommt zum Vorschein ohne Flent und ischt gar non grob. Vielleicht hot=er g'meint, i buck=mi jetzt nach seiner Flent' und suach' lang im Laub; aber han=neh i laß=en glei vorna draus laufe, und denk, die Flent' ligt mir wohl bis Morga. Unterwegs hat er au non sein Schrotbeutel am=e dunkle Ort weg=g'schmissa, daß mer em vor G'richt nex beweisa kan; i hann aber 's Zeiche g'macht und suach=en Morga. — Narr!" wandte er sich zum Bauer: „i beh so g'scheidt, wia Du, und nach=her kahnscht Du einschtweila nach Neuburge in Durn spaziera, wo de heut non so e Junger hebringt, wenn er g'nuag danzt hat."

So theilnahmlos der niederblickende Bauer bei all dem erschien, so bemerkte er doch, daß Otto ihn mitleidig ansah, sprach aber kein Wort außer einem: „Dank's Gott" und „G'sondheit" als er den Wein trank, den ihm Otto hatte vor=setzen lassen. Nur von Zeit zu Zeit schlug der Gefangene die Augen auf und schaute ans andere Ende der Stube, wo der Spielmann sein Wesen trieb, und seine Fidel strich, daß das junge Volk fast nicht mehr konnte. Unwillkührlich folgte ihm Otto mit den Augen, und lachte hell auf über die Figur des Geigers, der halb betrunken schien.

Auf dem Schwarzwald iſt der Spielmann, der bei Kirchweihen, Tänzen und den achttägigen Hochzeiten die Geige ſtreicht, das Faktotum. Mi einem Wort er iſt das liederliche Genie. Meiſtens ſind es ihrer Drei, welche zuſammenmuſiciren; ein dicker, rothwangigter Horniſt, immer luſtig, der Narr der ganzen Geſellſchaft und ſtets betrunken, ſammt zwei Geigern, langen, dürren, abgelebten Burſchen, die, ohne aufzuhören fort ſtreichen, kein Wort reden, als wenn ſie mit dem Notenblatt Geld einſammeln, aber unaufhaltſam trinken, ſo daß man in der zweiten oder dritten Nacht des Freudenfeſtes gar nichts mehr ſieht al. eine große rothe Naſe unter einer blauen oder grünen verſchoſſenen Studentenmütze, und zwei große Löcher in den Ellenbogen, die bei jedem Strich eine andere Form annehmen, ſich aber unermüdlich öffnen und ſchließen, während der unbrauchbare Horniſt die Töne, die ihm im Horn eingeſchlafen ſind, durch ſein Schnarchen erſetzt.

Heute, weil es nur ſo ein Gelegenheitstänzchen war, führte blos Ein Spielmann das große Wort, aber Einer vom beſten Schlag. Ein gelbes, altes, verblichenes Seidentuch umhüllte den Hals, oder vielmehr die Stelle, wo andere gute

Christenkinder einen Hals haben, und theilte die kleine Figur in ein Oben und Unten. Oben war ein dicker Kopf mit schlichten fahlfarbenen Haaren, schönen klugen Augen, weit vorstehenden Backenknochen und einem ungeheuren Maul; unten verhüllte ein grauer, zitzener Sommerrock mit rothen Streifen die höckrigte Schulter, und aus weiten leinenen Hosen kamen kleine Füße zum Vorschein. Nicht mit den Händen allein, mit dem ganzen Leib fidelte der Bursche und sprang, wie ein Besessener, bald auf die Bank, bald auf den Tisch, bald tanzte er mit herum, und schrie, wie ein Vogel, oder quakte, wie ein Frosch, oder knurrte, wie ein Hund, ohne trotz dieser Beweglichkeit und dem wahren Teufelslärm je eine falsche Note zu geigen. Nicht so unermüdlich waren die Jäger und Mädchen; sie mußten doch endlich ausschnaufen, und jetzt begann die zweite Rolle des Fidlers, — die des Spaßmachers. Derbe Scherze rechts und links austheilend, über die eben so derb geantwortet und gelacht wurde, kam er dem Tisch, an welchem Otto saß, immer näher, und grüßte, einen Augenblick ernsthaft, den Edelmann mit Anstand; dann aber drängte er, mit der unbekümmerten Zudringlichkeit des liederlichen Genies, den Hohbächer Jäger von seinem

Platze weg: „Kasset=me zu meim Vetter siza,“ sprach er, indem er dem armen Bauer die Hand um die Schulter legte: „drenk no Vetter, der gnädich Herr hat non meh Schoppe in der Tasch, und sischt doch 's Galgetränkle. Ha was? was witt,“ fuhr er fort, als Alle lachten, und der Bauer ihn wegdrängte — „was witt denn? — Narr! so a Schöpple ist für die, wia a Veigele für=en Ochsa.“ Otto war diese Scene widerlich, und er wollte eben der Sache ein Ende machen, als er bemerkte, wie der Spielmann, während sich die Andern vor Lachen drehen wollten, dem Gefangenen ein Zeichen machte, und zugleich mit der Hand, die er dem Bauer hinter die Schulter gelegt hatte, die Fensterriegel löste.

Neugierig, was da kommen sollte, unterdrückte der Edelmann seinen Unmuth, und lachte mit, als der Spielmann abließ und mit komischen Gebärden seine Geige faßte. „A Lied, a Lied von der neuschta Fasson,“ rief dieser. „A Lied,“ verlangten die Andern. Grunzend wie ein Schwein präludirte er und begann:

Berem Kenichter
Uzem Mischt
Liegt der alte Jeb;

Schlof wohl guater Bauer
Je wärmer de bischt
Hop Hop; Hop Hop!

Denn dein Lisele
In der Nacht
Macht mer's 's Lädle uff;
Wach auf du liabe Schätzle,
Weil neamer meh wacht!
Scht, Scht; Scht, Scht.

Der Bauer horchte, und blickte hinter sich an's Fenster; die Lustigen standen schon wieder Paarweise, und warteten zum neuen Tanz. Da fuhr der Geiger den Hobbächer an: „I spiel nemme, wenn die Alte net au danzet; i möcht' jetz au lache, wenn's nemme geht bei=ene; s'ischt nex meh mit de Alte," höhnte er und die Schnurrbärte nahmen es auf's „Pein d' Onneer."

„I will der's geh gleich zeiga," sagte der Hobbächer, und zog die Jungfer Bertha zum Tanz auf mit dem etiquettemäßigen Compliment, indem er mit dem linken Fuß scharrte und weit ausschlug. Der Dürrauer folgte mit Lisette und stellte sich vorn an die Reihe zum Vortanz, so daß Otto, welcher absichtlich dem Bauer den Rücken kehrte, mit diesem allein am Tische saß.

Jetzt mach, daß de kommscht,
Jetzt mach, daß de gehscht,
Und koch' mer en Sellerich

Sellerich
Sell-rich-rich-Sell-rich-rich,

geigte das Genie; — es ist die beliebteste Walzermelodie im ganzen Schwarzwald — und Alles drehte sich kunterbund durcheinander.

Als sie wie ein Knäuel verwickelt waren, daß Keiner mehr wußte, wo die Thüre stand, öffnete der Bauer das Fenster, sprang behend auf die Miste, und war schon im Wald drüben über der Brücke, als die Jäger noch an den Tischen ruckten, um im Erker das Gewehr zu holen, und die Jüngeren sich im Eifer auf der Treppe drängten und hinderten.

Der alte Rühs kam eben die Stiege herauf, faßte, ohne ein Wort zu reden, die zwei Vordersten, und stieß ihre Köpfe zusammen, daß ihnen Hören und Sehen verging. „Gibt's denn net Baurebuabe g'nuag," herrschte sie der Alte an, „wenn euch 's Fell juggt; müasset-er denn emmer unter-e-nander Händel hann! Jugend hot kein Tugend!" denn er meinte, die Jäger wollten einander die Treppe herunterwerfen, ein Fall, der auch gerade nicht selten vorkam. Als er sei-

nen Irrthum vernahm und die Betroffenen klagten; „'s ischt für en andersmol guat," sagte er lachend: „Ja lasset-en laufe," — damit führte er den Haufen wieder in die Stube zurück, wo der Spielmann mit ausgespreizten Armen schlafend über dem Tische lag, und der Hobbächer eben den Dürrauer Waldschützen verlachte: „Gelt! Du gehscht nemme über-de Kreuzweg am Bruadermord; gelt! jetzt hoscht Dein Unglück und bischt ummesonscht g'loffa; net-e-mol 's G'wehr kriagscht Morga, und au sein Schrotbeutel holter non heut Nacht."

„Non! was gibt's Neu's," drängte sich Alles um Rühs her. — „Hot's-sich der gnädich Herr non net g'sagt?" fragte der Alte. „Ner, gar ner hot er g'sagt!" — „Ey! dees hätt I net könne!" entgegnete erstaunt der Alte, welcher diesen Morgen das Ergebniß seiner Untersuchungen Otto nur deshalb nicht mitgetheilt hatte, um, falls er später in's Schlößle käme, wenigstens noch der Ehre theilhaftig zu werden, die Hauptsache zu erzählen. — „Non, i will's-ich kurz sage: der Basler ist do!" — — Die Nachricht einer zweiten Julirevolution hätte die Umstehenden nicht mehr erschüttern können, als dieser Name. Denn der Basler war der gefährlichste Wilderer

weit und breit, und Alle wußten, wie selten seine Büchse den Jäger fehlte, auf den er es abgesehen hatte. Der Alte wartete den Eindruck ab, während manches Mädle ängstlich ihren Schatz am Frackzipfel faßte. — „Ja, ja, der Basler ischt do — und i hann-en g'schossa — — aber net z' Todt, non durch d' Achsel.“ Dabei zog er ein kleines Stück Tuch aus der Tasche, welches die Kugel aus dem Kittel des Wilderers geschlagen hatte, und zeigte es den immer mehr Erstaunten. „D' Kugel ischt grad an der Noht wieder r'ausg'fahre, wo der Aermel am Rock sitzt; 's muaßem weh dohn, aber in zwei Dag ischt der Herrgott — — wieder uff de Bein,“ sprach er so sicher, als hätte er die Wunde selbst verbunden, so daß Otto seinen Scharfsinn bewunderte. „O gnädiger Herr!“ antwortete der geschmeichelte Jägeromann — und ging sofort auf die Erzählung über, die wir schon kennen, ohne jedoch aufzuschneiden oder zu lügen, denn er glaubte, daß einem Jäger, der die Unwahrheit rede, das Pulver in der Tasche naß werde. Zuletzt berichtete er, wie er im Batzenwald frische Fußspuren getroffen habe und schloß, weil alle Jäger verneinten, heute dort gewesen zu seyn, daß die Wilderer wohl morgen dort birschen würden,

denn so schön wie im Bazenwald war der Rehstand nirgends.

Es wurde also auf die kommende Nacht ein Streifzug verabredet und vielfach besprochen. Otto bestärkte sie in ihrem Glauben, denn der Bazenwald liegt gerade auf der anderen Seite von der Grenzbuche, und ungestört dachte er jetzt mit Amarey zusammen zu seyn. Doch stellte er sich, als wäre er ganz mit von der Parthie und hörte geduldig den Alten an, welcher ihn mit vieler Salbung an die Büchse erinnerte, die er von Neuburgen holen sollte.

Um sechs Uhr des andern Abends versprachen Alle, sich wieder zu treffen, und von neuem begann der Tanz bis tief in die Nacht, wilder und toller als zuvor, so daß sich Otto unruhig auf dem Lager wälzte, bis der Morgentraum endlich die aufgeregte Seele umfing.

VI.

Das Verhängniß.

Die heiße Mittagssonne brannte schon auf den Sandweg, als Otto die Amtsstube Neuburgen vor sich liegen sah, und über ihr, am Abhang, hinter den hohen Gartenmauern, die herrschaft-

liche Wohnung des Oberförsters. Er trieb seinen Schimmel und kam gar bald in den Hof, wo ihn die fünfzehnjährige Pauline empfing, welche eben ein Paar junger Rehen, die sie aufzog, das Futter gereicht hatte. Lustig sprang sie Otto entgegen, eines der kleines niedlichen Thiere auf dem Arm, und schaute unbefangen, wie eine halberschlossene Rose, zwischen Kindheit und Jugend mitten inne, zu Otto hinauf. Doch war es ihr verwunderlich, daß er keine schöne Blume, nicht einmal ein liebes Wort für sie mitbrachte, daß er seinem Pferde nicht wie sonst freundlich auf den Nacken schlug und nachschaute, bis es im Stalle war, sondern nachlässig dem Bedienten die Zügel zuwarf und eilig die weite Hausflur hinaufstieg, während er die Hunde wegwieß, die doch so heiter an ihm emporsprangen.

Frau von Berg, eine schöne, vornehme Frau, empfing ihn lächelnd: „Mein Gott, Vetter, was haben Sie denn Schönes in den Schluchten gefunden, daß Sie sich seit zwei Tagen nicht mehr sehen lassen; und eben höre ich, daß sie dem Bedienten anbefehlen, das Pferd nicht abzusatteln. Es geht also wieder fort, und zwar mit der Büchse! — Nun! erzählen Sie mir doch!“ lächelte sie weiter, „ich habe wohl meine Wette ge-

wonnen. Mein Mann, der schon heute früh ausgefahren ist, behauptete, Sie wären gewiß nach Baden-Baden geritten; ich nahm aber Ihre Parthie; das Stückchen Poet, welches die Natur unserem Otto mitgegeben hat, meinte ich, hat ihn gewiß in eine romantische Hütte getrieben, und das Stückchen Eitelkeit, womit ihn der Himmel segnet, wäre in einem solchen Aufzug nicht im Highlife erschienen. Und wahrhaftig! wäre ich Ihre Frau Tante in Stuttgart, ich selbst würde Ihnen die heutige Toilette nicht verzeihen." Otto, der erhitzt vom Ritt, und erröthend aus Verlegenheit noch nicht Worte gefunden hatte, stotterte einige Silben von Strapatzen und ergriff die gute Gelegenheit, sich einen Augenblick zu entfernen, denn ihm selbst war die Nachlässigkeit seines Anzugs ein Wunder.

Die Lektion der Baroneſſe, welche als ein schönes Weib gern die Huldigungen des blühenden jungen Mannes hinnahm, zugleich aber mit mütterlicher Zärtlichkeit die Phantaſie Ottos zu zügeln suchte, war richtig berechnet. Als er wieder kam in dem grünen, knappen Jagdrock, schaute die kleine Pauline gar freundlich vom Tambouret am Fenster auf. „Nun sehen Sie doch wieder aus wie ein Mensch," sagte die Mama und bot ihm neben

sich den Sitz auf dem Sopha, vor welchem in kindischer Geschäftigkeit die Tochter den Kaffee bereitete.

Otto hatte seine Gehaltenheit wieder gewonnen, und erzählte seine Abentheuer, wie er es für gut fand, so lebhaft, daß die Gestalt der stolzen Frau sich emporrichtete und Pauline unsicher, ob aus Aengstlichkeit oder einem andern Gefühl, an Otto hinaufblickte.

Die Erzählung füllte eine halbe Stunde; nun aber war sie zu Ende; Otto stockte, schwieg, faßte sich wieder und schwatzte dann, er, der sonst um heitere Geschichten nie verlegen war, die albernsten Dinge, nur um seinen inneren Zustand zu verbergen. Die glühende Phantasie, welche ihn sonst durch alle Länder und Zeiten trieb, schien erloschen; er sprach von Stillleben auf dem väterlichen Gute; sein Ehrgeiz war todt, er redete von der Einsamkeit, und wurde durch die gutmüthig eingestreuten medisanten Bemerkungen der Baronesse nur tiefer in die Albernheit verwickelt. Vergeblich setzte sich Pauline an den Flügel, und spielte die Ouverture aus Don Juan, welche der schöne Vetter so gern hörte. Er stand nicht wie sonst vom Sopha auf, trat nicht wie sonst hinter den Sessel und beugte sich nicht horchend zu ihr

nieder. Er saß und saß, daß sich die Kleine endlich stillschweigend entfernte und Otto mit der Mutter allein ließ, als er gerade ihre Mantille gefaßt hatte und die seidenen Franzen zerknillte. „Da, da!“ sagte halb ärgerlich, halb lachend die Baronesse, indem sie ihm das ganze Tuch zuschob, „da! nehmen Sie es ganz, wenn es einmal zerrissen seyn muß; — gehen Sie — Sie sind heute unausstehlich.“ Otto schaute sie träumend an, stand aber doch auf und verabschiedete sich. Schon war er an der Thüre, als sie ihn zurückrief: „Herr von Eyach,“ sprach sie, indem sie sich langsam aufrichtete und zum erstenmal als strenge, adlige Dame vor ihm stand: „Nehmen Sie sich in Acht, Sie sind auf dem Wege einen tollen Streich zu machen.“

Nicht minder stolz verbeugte sich Otto tief und küßte ihr die Hand; „Sie irren sich, gnädige Frau,“ sagte er und ging hinweg.

Der Pfeil hatte darum nicht minder gut getroffen; denn solange Otto noch über den Gang schritt, drückte ihn das Bewußtseyn, wie schwer uralte Neigungen und Abneigungen der Familien und Stände zu überwinden sind, als eine Centnerlast. Halb in sich versunken und im Innersten verletzt, halb trotzig, schwang er sich ohne

umzuschauen auf's Pferd und ritt die hohe Gartenmauer entlang, als sein Name von Oben gerufen wurde.

In der Ecke des Gartens stehen auf einem kleinen Hügel hohe dunkle Kastanienbäume im Kreis, und beschatten einen Sitz, welcher die schönste Fernsicht über Thal und Berge gewährt. Da sah er eine weiße Frauengestalt.

„Mein Gott, sind Sie es, Pauline?“ rief er verwundert, denn im Abendschein kam es ihm vor, als stände statt des Kindes eine Jungfrau oben, die ihn traurig anblickte. „Was haben Sie denn, Sie haben ja geweint,“ lächelte er freundlich empor. „Ich habe nicht geweint,“ hauchte das Kind, indem sie die seidene Schürze voll Blumen über Otto herabschüttete und zugleich die feuchten Rehaugen verhüllte. Dann rief sie, noch einmal umschauend: „O nehmen Sie sich vor den Wilderern in Acht, lieber Vetter,“ und sprang fort.

Otto, der hier zum erstenmal eine keimende Leidenschaft in der lieblichsten Form anschaute, steckte sinnend eine der Blumen an seine Brust, während er langsam den Abhang hinunterritt.

Als er noch einmal zurückschaute, erblickte er das holde Wesen, in welchem er bis dahin nur

das Kind gesehen, lebhaft mit dem Tuche winkend, wieder auf der Höhe.

Viele Gedanken drängten sich ihm heran, aber alle diese Bilder verschlang die titanische Leidenschaft für Amrey, und im Sturm kam er zum Schlößle, als die Sonne schon in den Wolken schwamm, die um die höchsten Berge lagerten und der Abendschein kaum noch in den höchsten Fenstern spielte.

„Sie sind schon fort," sagte ihm beim Absteigen die wohlbeleibte Frau Försterin, „und Sie thäten besser, Herr Baron, wenn sie ganz zu Hause blieben. Und meine Lisette meint's auch," setzte sie hinzu, denn Lisette, das leibhaftige Ebenbild ihrer eigenen Jugend, war das Ideal, wornach sie Alles bemaß. „Es kommt noch ein Wetter, ehe drei Stunden vergehen," fuhr sie fort, als Otto Einwendungen machte. „Haben Sie es denn nicht g'hört? Es donnert schon hinter den Bergen dem Rhein zu, und wenn's auch jetzt noch hell ischt, die Schäfle da droben werden bald schwarze Wolken seyn."

Allein der Jüngling ließ sich nichts einreden, fragte nach dem Weg, welchen die Jäger genommen, und folgte demselben, so lange man ihn vom Schlößle aus sehen konnte, obwohl der Weg

zum Bazenwald gerade in der entgegengesetzten Richtung läuft, wie der Fußpfad zum Grenzpfahl. Er hatte aber nicht zu eilen, und schlug absichtlich den weitesten Weg ein, denn noch war es nicht sieben Uhr und erst in zwei Stunden erwartete ihn sein Glück.

Lächelnd sah er die grünen Büsche mitten im Wege liegen, welche ihm die Jäger als Zeichen abgeschnitten hatten, und säumte nicht, wenn sich irgendwo zwei Wege schieden, auch auf den unbezeichneten einen Busch hinzuwerfen, um im Nothfall sein Ausbleiben entschuldigen zu können.

Bisher war er rechts gegangen; jetzt schlug er sich linkwärts, und stieg langsam zur Höhe auf einem jener grasigen Wege, die vielleicht Jahrhunderte zuvor breitere Fahrstraßen gebildet hatten, jetzt aber kaum vom Fuße des Jägers betreten werden und zu engen Wiesstreifen geworden sind.

Als er in die älteren Schläge kam, und die Weistannen, welche mit ihren dunkeln Aesten bis zur Erde reichen, als müßten sie Zelte bilden, höher wurden, fing es zu dunkeln an, und ein stärkerer Nachtwind jagte einzelne Wolken in seltsamem Wechselspiel am Monde vorrüber.

Otto gab sich gern dem geheimen Leben der

Natur hin, und ihm war fast wehmüthig, aber ruhig zu Sinne, als er auf die Höhe des Bergrückens kam, welcher die Mühle vom Grenzthal trennt. Er stand still und schaute über die dunkeln Massen hin, die vor ihm emporstiegen, als es mit einemmale hinter den hohen Tannen zischte, und eine große Feuerkugel langsam, funkensprühend, mit ziemlichem Geräusch und einen Moment Alles erleuchtend im Bogen über seinem Haupte wegflog.

Noch nie hatte er diese, im Schwarzwald häufige Lufterscheinung gesehen; der Augenblick, die Stimmung, die Einsamkeit wirkten plötzlich auf ihn, daß es ihm kalt durch die Adern rieselte. Das Haar sträubte sich, und als er den Fuß an einen versunkenen Stein stieß und der Kreuzweg im Mondenschein ihm in die Augen fiel, da kam ihm unwillkührlich die Warnung des Hohbächer Waldschützen in Sinn, der diese Stelle als unheilbringend bezeichnet hatte.

„Zurück, zurück!“ klang es in seinem Inneren; die Bäume schienen hereinzulangen mit ihren Armen und ihm den Weg zu versperren! — Eine Secunde zauderte er; aber nur eine Sekunde; trotzig fuhr er mit der Hand über Stirn und Augen, und ging fast langsamer, denn zuvor, als schämte er sich des inneren Grauens

und wollte es dadurch überwinden, den Bergrücken entlang der Stelle zu, wo Ammrey aus dem Thal heraufkommen mußte, und wo er sie erwarten wollte.

Schon läutete die Betglocke im Schlößle, welche um diese Jahreszeit gegen halb Neun Uhr ertönt, als der Jüngling den Fußpfad überschritt, der von der Mühle zu den sieben Buchen führt. Es berührte ihn unangenehm, daß er gerade an dieser Stelle ein kaum abgebranntes Feuer und viele Menschentritte im Gestrüpp gewahrte, die sich gegen das Grenzthal hin zu verlieren schienen. Doch tröstete ihn die Betrachtung; es möchten wohl heimkehrende Wilderer gewesen seyn, wenn er gleich nicht recht begreifen konnte, warum diese kaum eine Viertelstunde von der Mühle sich sollten gelagert haben. Immerhin war ihm der Gedanke, es seyen Wilderer in der Nähe, lieber, als wenn ihm einer der Jäger begegnet wäre, und in tiefes Sinnen begraben, verbarg er sich zwischen die Steine und Kräuter, um sein Mädchen zu erwarten.

Ammrey hatte auch ihr Versprechen nicht vergessen, und wartete sehnsüchtig auf den Augenblick, wo der Mauer mit dem Reh das Haus auf immer verlassen hatte und der Vater aufhörte

mit dem Basler zu reden, welcher zwar wieder auf der Ofenbank saß, aber den Arm in der Schlinge und zu matt, um schon heute mit seinen Gesellen im Walde zu streifen.

Endlich war der Bub weg, sie mußte seine gemeinen und unmächtig trotzigen Augen nicht mehr sehen, und der Vater sagte gute Nacht, indem er mit ihr zu den Kammern hinaufstieg.

Bald öffnete sie leise das Fenster, horchte hinaus ob Alles still sey und schaute zu den Sternen empor, gleichsam als wollte sie den gewitterdrohenden Himmel um Geduld bitten. Ein leichter Sprung brachte sie auf den Felsen, in welchen das Haus hineingebaut ist, und munter stieg sie gerade hinauf am Berge, als wäre der Fußpfad, der sich schlängelnd emporzog viel zu weit für ihre heiße Sehnsucht. Vielleicht fürchtete sie auch noch dem Maurer zu begegnen, wenn dieser langsam gegangen wäre, und schaute deßhalb oft um sich, konnte aber beim wechselnden Hell und Dunkel der vorüberziehenden Wolken nichts gefährliches erspähen.

Und doch war ein Auge wach, welches ihr Unglück drohte. Der junge Wildrer war ingrimmig mit seiner Last den Berg hinaufgestiegen; sie drückte ihn und er warf sie nieder. Haß, Liebe,

Rache und Ohnmacht ſpiegelten ſich in den Augen, die jetzt das Haus zum letztenmale betrachten ſollten, wo Ammrey wohnte. Da war ihm, als ſähe er ein weißes Tuch vor Ammreys Fenſter wehen und bald darauf flatterte das weiße Zeichen höher, immer höher am Berg. Seine erſte Bewegung war, daß er der Geſtalt nachſtieg, aber er hatte ja keine Büchſe! Er ſann einen Augenblick, ließ ſeinen Rehbock liegen und ſprang den Berg hinab. Er trat vor des Alten Lager: „Dein Ammrey iſt ebe naus in de Wald, dein Ammrey!“ weckte er den Müller; ſie kommt wohl drüba überem Berg mit em Jäger zſammme; dein Dochter, dia z'guat für mi iſcht, dein Jungfrau,“ grinste er, als der Müller furchtbar aufbrüllte und mit einem gräßlichen Fluche aus dem Bette ſprang, halb angekleidet Jagdtaſche ſammt Gewehr überwarf, und, ohne daß der Bube, welcher ihm nachlief, folgen konnte, die Anhöhe hinaufrannte, wilder als der Nachtwind, welcher ſchauernd die gewaltigen Wipfel bog.

Endlich war Otto ſeines Harrens überdrüſſig, und auch er ſchritt gegen das Grenzthal hinab, als ein Hund leiſe anſchlug, und der alte Rühs aus dem Dickicht trat. „Halt's Maul du ohngebildet's Diar, ſiſcht ja der Herr Baron, der

unſer Spur gfunda hat! — Deeß hätt-i mer aber net denkt, Herr Otto, daß Se uns ſo leicht ſenda dähtet bei der Nacht; ſ'iſcht ner gwäha im Baßewald brunta, deßwega ſend-mer da rauf zoga; mer glaubet die Kerle werdet im obere Grenzdähle ſeyn, a Baar hundert Schritt über de ſieba Buacha. S'iſcht jetzt grad recht, daß-es treff, dort hinta wartet de Andere ſchon und a Bücks hent-ſe au, deeß iſt guat, und non emmer s'Mittel gnomma, wenns was gibt; — Kommet-ſe!"

Widerſtrebend im Innerſten mußte Otto doch, wohl oder übel, dem Alten folgen, welcher, ſtatt zu den Buchen hinabzuſteigen, den Bergrücken über der Mühle entlang ſchritt, bis ſie die andere Geſellſchaft trafen, welche in der That jetzt die Spur der Wilderer gefunden hatte.

Mit der größten Stille hielten die Jäger eben Rath, denn die Bauern mußten ganz in der Nähe ſeyn. Sie ſtanden an einer Wegſcheide; drei Pfade liefen ſämmtlich ins Grenzthal, von welchen aber zwei bald über den Bach, der eine Krümmung machte und auf badiſchen Grund führten, wo die Jäger von Rechtswegen nichts zu thun hatten.

„Gangat-Sia no da uff em Weg rechts vor,

mit-em Türrauer," ſagte der Alte zu Otto; da uffem badiſche Weg, d'hat da am wenigſta G'fahr, denn Sia ſend mer non z'oerfahre; i nemm de mittlere Pfad mittem Hobbächer und de andere Drei ganget links. Wenn g'ſchoſſa wird, ſo ſprenget Alle wieder daher zurück, daß mer em Nothfall bey-enander ſend."

Otto folgte ohne Widerſtreben dem Befehl des Alten, denn der Weg, der ihm angewieſen war, führte am nächſten zu den ſieben Buchen. Er war ſchon einige Schritte voraus, als er die Sau, welche ſie geſtern abgepürt hatte, über den linken Weg wechſelte, ſah und hörte, wie der alte Rühs den mittleren Weg hinabſtürzte und zu den andern flüſterte: „Die Sau muaß württembergiſch werda!" Schneller eilte Otto, denn er berechnete, daß die Sau ihm auf ſeinem Wege viel eher zu Schuß kommen werde, als dem Andern, und vergaß einen Augenlick ſeine Liebe und ſeine Kummer.

Schon hatte er die Lichtung erreicht und ſah hundert Schritte unterhalb die Buchenwipfel im Mondenſchein, als die Sau richtig daher kam. Schon legte er an, — da knackt es neben ihm, und wie er ſo hinſieht nach dem ſeltſamen Geräuſch, erblickte er einen großen Mann, der kaum

zehn Schritte entfernt nach ihm zielt, und eben beschäftigt ist, wieder aufzuziehen, weil es ihm das erstemal versagt hat.

Es war nicht zu zaudern, denn es galt das Leben; Otto zog das Gewehr herauf, schoß, und lautlos stürzte der Bauer zusammen. Otto schaute unwillkührlich nach den Buchen, er glaubte einen leisen Schrei zu hören und Ammrey zu erkennen, die wie ein weißes aufgescheuchtes Reh dem Walde zueilte. Dann aber stürzte er zurück zu seinen Genossen, die so eilig zusammenliefen, daß der Alte in der Hast seine Kappe verlor. Otto berichtete kurz was geschehen, und man beschloß, sich zurückzuziehen, damit die Wilderer ihren Kameraden suchen könnten. Alle wanderten mit der größten Vorsicht und sprachen kein Wort, bis sie endlich den Glockenschlag vom Schlößle hören konnten. Jetzt erst war die Gefahr vorüber, um so mehr, da der Himmel von Wolken überdeckt war, und dicke Nacht sie den Kugeln der Wilderer entzog.

Unter Sturm und Regen erreichten sie endlich die Herberge; es wollte aber heute Abend nicht recht mit der Freude werden; Alle hatten etwas auf dem Herzen und doch durften sie davon im Wirthshaus nicht reden; Otto aß nicht

und trank nicht, es war eine peinigende Stille, ſo daß ſie ſich bald zu Bette legten, um Morgens in aller Frühe wieder an den Unglücksplatz zu gehen.

Ammrey war indeſſen athemlos zur Mühle gerannt. — Die hintere Thüre ſtand offen! — Ihres Vaters Kammer war leer! — Sie ſank vor Entſetzen faſt zu Boden, denn nun war ihr Alles klar; der Vater oder der Geliebte war todt!

Draußen heulte der Sturm und ſtrömte der Regen, als ſie in die Wohnſtube trat, in welche ſich auch der Basler flüchtete, aus Bedürfniß nach menſchlicher Nähe bei dem gräulichen Unwetter.

Stille ſetzte er ſich auf die Ofenbank und murmelte bei jedem Donnerſchlag ein: „Hilf heilige Jungfrau;“ das Mädchen aber ſaß am Tiſch; ſie hatte die Hände gefaltet, allein ihre Gedanken ſtanden ſtill, denn jeder Wunſch war eine Sünde. Bleich und leblos ſtarrte ſie in das Dunkel, als der Maurer eintrat und mit teufliſcher Freude, indem er den Regen abſchüttelte zu Ammrey ſprach: „Gelt! I beh z'ſchlecht für Dih! — Gelt! jetzt iſcht Dein Vatter he oder der grean Satan mit dem des haſcht!“

Da war es Ammrey, als löſe ſich der eherne

Riegel, der uns die Pforten der Zukunft verschließt; wild fuhr sie auf, „fort du Bube, fort und thue Buße! Denn heute über ein Jahr zerschellst Du am höchsten Felsen auf der Teufels-Mühle! und das Haus erbebte vom Donnerschlag, und sie faßte den Burschen, als wäre der Geist des Vaters über sie gekommen und schleuderte ihn zur Thüre, daß er, wie von Furien gejagt, in die Wetternacht hinausstürzte, und der Bacler, ohne sich sonst zu rühren, die Hände faltete."

Schweigend setzte sich das Mädchen wieder und wartete zwei volle Stunden, dann wußte sie, wie der Himmel gerichtet hatte. Sie stand auf, weckte den Knecht, ordnete und verschloß Alles im Hause mit entsetzlicher Ruhe, verband den Verwundeten und trug ihm auf, den Vater zu suchen und zu begraben. Dann stieg sie in ihre Kammer und betete auf den Knieen die ganze Nacht, bis der frische Morgen das Thal erweckte.

VII.

Die Rache.

Des andern Morgens, ehe die Sonne heraufkam, war schon Alles im Schlößle wach, und die ganze Gesellschaft zog, erleichtert, weil sie nun

wenigstens von der Begebenheit frei reden konnten, mit Hauen und Schaufeln auf dem nächsten Weg ins Grenzthal.

Der Fall war schwierig; auf badischem Grund und Boden fiel der Schuß, auf badischem Boden lag der Todte, und doch hatten die Jäger weder das Recht noch die Pflicht, so weit die Wilddiebe zu verfolgen. Kam die Sache aus, so folgte harte Strafe für die Unvorsichtigkeit, zum mindesten eine langwierige Untersuchung, und vor einer solchen Plage scheut sich, wer in diesen Gegenden eine Büchse trägt.

Freilich war immer zu hoffen, daß die Wilderer ihren Kameraden gefunden und begraben hatten; war dem aber nicht so, dann mußten ihn die Jäger einscharren, und dieß war eine gefährliche Arbeit, denn kaum hundert Schritte davon ging ein Fahrweg, und wenn der badische Waldschütz dazu kam, so gab es eine schlimme Geschichte.

Diese Betrachtung beschäftigte die Uebrigen, Otto aber ging still hinterher und schaute halb sehnsüchtig, halb wehmüthig zur Mühle hinab, ob er Ammrey nicht erblicken könnte. Herrlich malte er sich den Morgengruß aus, den er nachher bei dem Mädchen holen wollte, wenn erst das widrige Geschäft vollendet wäre.

Endlich kamen ſie zu der Stelle, wo die drei Wege auseinanderlaufen. „Ich gehe nicht weiter,“ ſagte der Jüngling, „ich will hier warten, bis ihr zu Ende ſeyd.“ — Nen ſiſcht au recht, i will—en ſchon ſaga, wie er ausſieht, „ſprach der alte Rühs“ und baſſet—ſe wohl uf, wenn a badiſcher Jäger kommt. Se könnet jo dohn, als wenn ſe ſtolpertet, und Ehne im Falla ſ'G'wehr losging, wenn einer kommt, daß mir o'Zeiche hent. — Und Du, wandte er ſich zum jüngſten Jägerburſchen, indem er ihm die Schaufel abnahm, „Du ſuchſt mein Kapp,“ ſind aber vorſichtlich! — Gucket, rief er erfreut, dort ſent friſche Spura im hohe Gras, ſe hent en g'ſuacht. — Au gnat! — Nu hent mer kein Arbeit mit dem Sakermenter.“ —

Sie gingen fort und Otto blieb eine Weile Allein. Faſt hätte er gewünſcht, er wäre geſtern dem geheimen Mahnen am Kreuzweg gefolgt, und wenn ihm auch der Gedanke nicht kam, daß es ſchändlich ſey, um ein Stück Wild einen Menſchen zu morden, wenn er im Gegentheil innerlich vom Recht der Nothwehr und vom Recht des Jagdherren ganz überzeugt war, ſo wurmte es ihm doch gar unheimlich. Wie eine ſchwere Laſt

lag es ihm auf dem Herzen, daß er froh war, als nach einer Weile Rühs wieder erſchien.

Se hent-en glei voll drunta, de Kerle, ſe wälzet grad Stein drüber, und der Hobbächer will non s'Vaterunſer ſchprecha; und wiſſet—ſe wer's iſcht! — Der Schluchtmüller iſcht's! — Hat den doch endlich der Deufel g'holt, nach dreißich Jahr, fuhr Rühs fort, ohne zu bemerken, daß Otto erbleichte und ſich an einem jungen Stamme halten mußte — „grad durch d'Bruſt! I glaub's, daß deer kein Schnapper meh dohn hat! — Jetzt ſchaute er Otto an: „Aber um der Dauſet-Gotts-willa, was hent Sia, Sia ſönt ja aus, wie s'Käßle am Bauch; — Se müſſet ſich's net ſo zu Herza nemma, ſ'iſcht ja non e Wilderer, und Se hent-en ja aus Nothwehr und ins Könichs Nama g'ſchoſſa! — tröſtete er, wie Otto immer nicht ſprach, ſich aber gewaltſam zuſammenfaßte,. als die andern herzukamen. Sie brachten die Habſeligkeiten mit, welche ſie bei dem Todten gefunden hatten: Die Büchſe und die Jagdtaſche mit dem Schrotbeutel, Pulverhorn, einigen Gulden Geld, blutigen Stricken, an denen noch Rehhaare klebten, und einem alten abgegriffenen katholiſchen Gebetbuch. „Die Kerle ſind non fromm, wenn's g'rad der Deufel holt" ſagte

Rühs, indem er sich bemühte, den Schuß aus der Flinte zu ziehen: „Und e Ladung hat er, daß hätt müaßa e Elephant falla! — Sehet-se Herr Otto, gucket-se non her, und machet-se-sich kein Kommer meh; er oder Sia! — und sischt jetzt doch besser, daß Sia non läbet. — Aber mein Kapp, schrie er dem Jägerburschen zu, der von seiner Untersuchung zurückkam.

„D'Wilderer müaßet-se g'funda han, antwortete der Andere, „da drunta ischt e Ring mitte im nassa Gras, uff dem kein Tau ligt, aber d'Kapp ischt weg, und wenn Euer Nam dran steht, Rühs, na könnet-er bätta!“ —

„Und Du bischt e onerfahres naseweis Bürschle,“ lachte der Alte, „wenn i uff d'Wilderer gang, na setz-i ällemal e badische Jägerkapp uff. Dene schadt's ner, wenn so a badischer Hungerleider wega mir z'todt g'schossa wird, worum verrathetse uns an d'Wildbieb.“ Und vergnügt über seine List rieb er sich die Hände.

Otto war inzwischen unvermerkt weggegangen, und suchte die tiefste Waldeinsamkeit. Mit Einem Riß war sein kühnes Lieben und Trachten zerstört, und doch hoffte er noch. Zwecklos ließ er sich von Angst und Kummer, verständiger Einsicht und unklarem Hoffen umhertreiben, bis er

sich endlich ins Moos niederwarf, und in einen unruhigen Schlummer verfiel, der zerstörender ist, als die größte Pein des Wachens.

„Der jung Herr dauert mi; doch er wird sich schon dran g'wöhna," sagte der Alte, als er Ottos Abwesenheit bemerkte; „doch lasset-uns jetzt an's G'schäfft geha." Die Jäger wanderten fort, der Eine dahin, der Andere dorthin, und Rühs schritt allein weit hinauf in's Grenzthal, indem er eine lustige Weise pfiff.

Er dachte immer noch darüber nach, wie es doch eigentlich dem Schluchtmüller so Recht geschehen sey, als er mitten im Dickicht den Basler vor sich stehen sieht, wie er leibt und lebt.

„Halt in's Königs Namen!" donnerte er ihn an, und zog die Büchse herauf, aber der Wilderer lachte, und deutete auf sechs Flintenläufe, die sich von allen Seiten aus den Büschen gegen den Jäger richteten.

Sich zu widersetzen, wäre unnütze Tollkühnheit gewesen; Rühs ließ sich also ruhig die Büchse abnehmen.

„Jetzt wird abgerechnet," sagte der Basler, indem er ihm mit wildem Lachen auf die Schulter klopfte; „mer wöllet jetzt säa, ob Du kugelfescht bischt, wia d' Baure saget." — Rühs ant-

wortete Nichts, denn er glaubte, ein rechter Soldat dürfe nie mit den Spitzbuben capituliren, und wanderte kerzengerade, wie in der Linie mit den Wilderern hinunter bis an den Fahrweg neben der Grenzbuche.

„So; jetzt knia nieder," sagte grimmig der Wilderer, indem er sichtlich mit Schmerzen den Arm aus der Schlinge zog, und den Hahn spannte. „Du haſcht mi zweimal g'schoßa; — dees wott-i non vergäba. Wer hat aber de Schluchtmüller kalt g'macht? — Net wahr, au Du, denn der jung Jäger schiaßt net so sicher. Gebet dia Kapp' her! — — Meinscht denn Du, Du seyeſcht allein a Fuchs, und i glaub, daß dia Kapp' emma badiſche Jäger g'hör? — Du muaſcht sterba!" sagte er, als Rühs beharrlich schwieg, „knia nieder, und bätt!" — Rühs kniete und betete mit feſter Stimme sein Vater Unſer ohne Anſtoß, wie er es ſonſt nicht hätte herſagen können, als ihm der Basler die Mündung an die Stirne legte. Ruhig hätte er den augenblicklichen Schuß empfangen, aber der Bauer zögerte und zögerte, und machte den Schnepper erſt los. Eine ſolche Rache war auch für die Eiſennerven des Jägers zu ſtark; er erbleichte und ſank zuſammen.

„Holet=em Waſſer,“ gebot der Hauptmann; ſie ſprangen an den Bach, und ſtrichen Rühs an, bis er wieder zum Bewußtſeyn kam. Jedoch murrten einige der Bauern, es ſey jetzt genug, der Basler aber ſchien unerbittlich, als der Maurer bleich und verſtellt aus dem Walde rannte, daß Alle zurückfuhren: „Laſſet=en geh, er hat en ja net g'ſchoſſa, ſondern der Jong, i weiß g'wiß, laſſet=en geh!“ Und es erhob ſich ein Streit unter den Geſellen, während der Hauptmann die Büchſe abermals angeſetzt hatte, und Rühs wieder umgeſunken war.

Da knarrte ein Holzwagen im Wald, der Basler lachte: „Jetzt iſcht er g'ſtraft, warf die geladene Büchſe mit frecher Sicherheit neben den Jäger, und winkte den Andern, mit ihm fortzuziehen.

Rühs griff inſtinktmäßig und noch halb betäubt nach ſeinem Gewehr, er wollte auffahren, und den Bauern eine Kugel nachſenden, aber ſeine Kraft war erſchöpft; „'s wär au Gott verfuacht,“ ſtammelte er, und brach zuſammen.

Er mußte lange gelegen haben; denn als ihn Otto in dieſem Zuſtande traf, ſpielte die Sonne ſchon luſtig im Laub und der Thau war aufgeſogen. Er ſchleppte ihn an die Ruhbank unter den

Buchen, freundlich besorgt um den treuen Knecht, welcher endlich die Sprache wieder fand, und bald in seiner alten Manier die Sache des Langen und Breiten erzählte.

„So hat der Maurerkarle vor zwanzich Jahr doch Recht g'hätt," — sagte er, stockte aber inmitten der Rede, und schaute gegen den Berg. Otto folgte seinen Blicken, und sah ein Mädchen aus dem Walde treten in einem schwarzen langen Rocke. Die Locken wallten offen im Morgenwind, die Schuhe und den Strohhut trug sie unter dem Arm, und wanderte, den Rosenkranz betend, ohne aufzublicken, wie eine Büßerin, an den Männern vorüber.

Dem Jüngling stockte der Athem; er sprang auf und wollte Ammrey halten. Sie aber wendete sich um, schaute ihn schmerzlich an, aus den tiefen blauen Augen, und winkte ihm stille zu stehen.

Er gehorchte; — lautlos stand er, bis sie hinter den Bäumen verschwand, aber sein Herz schrie in bitterer Noth.

Endlich stürzte er laut weinend ins Gras und jammerte, denn das Liebste war ihm vom Herzen gerissen und sein Glück versank in ein dunkles Meer.

VIII.

Verlorene Liebe.

Und es war wieder ein Morgen, um den anderen Tag, der ging ſtundenweit von dem Orte auf, den wir geſtern verließen, in einem der Seitenthäler des Schwarzwalds, wo ſich dieſer gegen den Rhein zu öffnet.

Friſch grünt dort das Laub der zahmen Kaſtanie, milder weht der Hauch; der unendliche Segen, welcher ringsum die Menſchen erquickt, paßt gar wohl zu der ſonntäglichen Stille.

Der Duft der Rebe würzt die Luft; ſanfte Gelände von Weinbergen, Wälder von Obſtbäumen ſtehen da, und die tiefdunkelenen Schatten im Graſe laden zur Ruhe ein. Weiterhin wogt die Ebene unabſehbar von Korn, Dörfer, Städte, Wies und Wald ſteigen am ſilberweißen Strome empor, und Alles ſchließt ein veilchenblauer Ring von Bergen, auf denen einſt wohl auch noch deutſche Lieder klingen. Zunächſt liegt, zwiſchen dem ſaftigen Grün und heiteren Leben, wie das Kind in der Wiege, ein kleines Dorf, welchem eine hohe Frauengeſtalt langſam zuſchreitet. Die thaufeuchten Locken zeugen, daß ſie die Nacht durchgewan-

dert ist; bleich, wie Marmor, ist das Antlitz und große Zähren fallen dem Mädchen auf die Hände, welche den Rosenkranz halten. Sie sieht nicht rechts, noch links; in ihr liegt eine todte Welt, welche kein Gebet mehr erweckt.

Darum hört sie auch nicht die Lieder aus dem Thale klingen:

Uebers Jahr,
Uebers Jahr,
Wemmer Träuble schneid't,
Träuble schneid't,
Kehr' i ein mein Schatz bei Dir!

Sie sieht die Mädel und Buben nicht, die unterem Lindenbluft an der Sägmühle sitzen im Sonntagsstaat, auf den frischgeschnittenen Balken, und sich herzen und küssen.

Diese kennen das Mädchen wohl, wie es langsam und feierlich vorübergeht: „Fischt Schluchtmüllers Ammrey; — was hat dia au? — was duat dia hia? — dera muaß der Vatter g'storba sein;“ flüsterten sie sich zu, und ihre laute Luft verstummt und stille suchen sich die Augen, die sich liebhaben.

Ammrey wandert durch das Dorf und die Weiber, die unterem Vordach sitzen, wo die Rebe blüht, und die Männer, welche bei den Nachbarn

ſtehen, laſſen ſie ziehen, faſt theilnahmlos; nur ein kleiner Junge läuft ihr nach, und ſchaut ſie hell an aus ſeinen Kinderaugen: „Guate Morge, Bäsli, haſcht mer au 's Gaisle mitbracht, komm zur Muater!“ Schweigend nimmt ſie den Knaben auf den Arm, und weint noch viel mehr und küßt ihn: „I komm ſchon zu deiner Muater, gang, ſags-er, ihr Bruader ſey g'ſtorba und i woll jetzt bei-er wohna.“

Der Knabe ſprang weiter, vergnügt, daß des liab Bäsli jetzt bei ihm ſey und ſagte die Kunde an; Ammrey aber zog bis an das Ende des Dorfs, wo die Kapelle mitten im Todtengarten gebaut iſt.

Die weißen Kreuze ſtehen ſo freund-nachbarlich bei einander; um die meiſten wächſt Gras und wilde Roſen, kaum Eines ſteht über dem kahlen grauen Boden.

Das Mädchen trat in das alte offene Gebäude, und kniete wortlos und ſtumm vor dem buntgeſchmückten Gnadenbilde, das mit Flittergold und welken Blüthen geziert war noch vom Allerſeligentag her.

Leiſe ſang ſie empor zu der Mutter Gottes:

Wenn's Gott gefällt, ſo kann's nicht ſeyn,
Es wird Dich jetzt erfreuen.
Was Du jetzt nenneſt, Kreuz und Pein

Wird Dir zum Troſt gedeihen.
Die Aloe
Bringt bitt'res Weh.
Macht gleichwohl rothe Wangen:
So muß ein Herz
Durch Angſt und Schmerz
Zu ſeinem Heil gelangen.

Und im Flieder draußen flüſterte es heimlich:

Und weiß ich, daß der Mai nicht bleib,
Ich lieb' ihn halt ſo ſehr;
Und kommt der Schnee, und geht der Schnee,
Dann ſing' ich nimmermehr.
— — — — — — —

Um dieſelbe Stunde, es war am ſiebenten Tag des Monats Juni, ritt Otto vom Schlößle weg, heimwärts an die Ufer des Neckars, und neben ihm wanderte rüſtig der alte Jägersmann.

„S'iſcht doch beſſer," meinte er aufwärts zu ſeinem Herrn blickend, „ſ'iſcht doch beſſer, wenn mer dia Kerle non in d' Wada ſchiaßt, im Unterland; freilich 's gibt dort au net-e-mal ein Hirſch; non i will's ſchon mache uff Ihrem Guat; Rebheaner und Haſa gibt's doch; und darna hat's keine Basler. Dem Schemmele wird's au recht ſeyn, der iſcht ganz abg'falle bei dem Schwarzwälder Haber;" — und ſo ſchwatzte der Alte zu

dem ernſten Jüngling empor, bis ein Fußpfad von der Straße ablief. „I hann da näer, und Se reitet, wia e Bott, ſo ben-i doch z'gleich mitt ene in Realb, wenn i em Fuaßweg nachgang.“ Damit ſtieg er, kopfſchüttelnd über das Schweigen des Herrn, den kürzeren Weg empor und überließ Otto ſeinen Gedanken. Dieſer ließ ſein Pferd ruhig gehen, und ſchaute oft zurück.

Als er weiter hinabkam ins Thal, und die Kuppe der Teufelsmühle, um welche noch dichte Nebel lagerten, zum letztenmale ſah, da ſang er laut in die Lüfte hinaus:

Glaub' wohl, kein Waſſer iſt ſo tief,
Für das kein Schiff bereit;
Gäb' es ein ſo wildes Herze,
Was nimmermehr verzeiht? —

Muß ſeyn! muß ſeyn! — Nie kommt zurück
Der Tag, der heut' vergeht;
Eine andere Lieb', ein ander Laub'
In jedem Frühling ſteht.

Meine Wange iſt ſo friſch und roth,
Meine Augen ſind ſo hell;
Mein Rößlein ſchreitet munter,
Ich komm' nicht von der Stell'.

Schau mich um, und schau gar oft mich um
Als sucht' ich was so sehr,
Im Sinn ist mir, als wenn es wohl
Verlorene Liebe wär'.

Seither hat Otto die Wege des Schicksals tiefer ergründen lernen, und ruhig ist es in seiner Seele geworden. Aber wenn er vom lustigen Erker in die blauen Wogen schaut, und der Wein im Glase perlt, und Pauline, sein fröhliches Weib, und Kinder und Genossen um ihn sitzen; dann klingt's ihm wohl hin und wieder seltsam wehmüthig in der Brust:

Und schau' mich um, gar oft mich um,
Als sucht' ich was so sehr;
Im Sinn' ist mir, als wenn es wohl
Verlorene Liebe wär'.